

A. Bomhard

K. Dekan und Pfarrer bei St. Jakob in Augsburg.

D. Georg Christian August Bomhard.

Ein Lebensbild

aus der Zeit des Wiedererwachens der evangelischen Kirche in Bayern.

von

[illegible]

Mit einem [illegible]

München 1890.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
[illegible]



D. Georg Christian August Bomhard.

Ein Lebensbild

aus der Zeit des Wiedererwachens der evangelischen Kirche in Bayern,

von

Dr. August Sperl.

Mit einem Bildnis.

München 1890.
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck).
(Schwabing, Wilhelmstraße 9.)

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Meinen Eltern und meiner Schwester.

Meinen Eltern und meiner Schwester.

Vorwort.

Aus alten Briefen, aus zerstreuten Aufzeichnungen mannigfacher Art und aus den Schilderungen, welche meine Eltern dem reichen Schatze ihrer Erinnerungen entnahmen, versuchte ich, ein Lebensbild meines seligen Großvaters, des weiland k. Kirchenrats in Augsburg, **August Bomhard**, zu entwerfen.

Wenn ich dabei von vorneherein weiter ausholte und mir vornahm, nicht nur den Baum zu zeichnen, sondern auch nach seinen Wurzeln zu graben, so leitete mich die Ansicht, daß wir Menschen nicht als zusammenhangslose Einzelwesen ins Leben geworfen werden, sondern vom ersten Atemzuge an von allen Seiten her bedingt sind, gleichsam nur ein Glied in einer langen, langen Kette bilden.

Aus diesem Grunde verweilte ich länger bei dem Vaterhause Bomhards, in welchem er mit allen Fasern seines eigenartigen Wesens haftete, und hielt es auch für angemessen, die einfache Geschichte seines Geschlechtes mit kurzen Worten zu streifen.

Wie mir die Biographie selbst gelungen ist, das müssen andere beurteilen. Eines kann ich mir getrost sagen, wenn

ich die geschriebenen Seiten durchlaufe: Es ist alles vom Anfang bis zum Ende die ungeschminkte Wahrheit.

Und wenn nun manche von denen, welche Bomhard im Leben kannten, sich freuen, in diesem Bilde die wohlbekannten Züge wiederzufinden; wenn hie und da ein jüngerer Theologe an der gezeichneten Gestalt sich aufs neue begeistert für sein heiliges Amt; wenn mein Büchlein Anklang findet in Familien, welche von dem gleichen Geiste durchdrungen sind; wenn es schließlich auch einem Fernerstehenden die Überzeugung abzwingt, daß es eben doch etwas Gewaltiges um den alten Christenglauben ist — dann habe ich erreicht, was ich mit meiner Arbeit bezweckte.

München, im Herbst 1889.

Dr. Sperl.

Inhalt.

Pfarrhaus Gundelsheim.

„Ein Gerechter, der in seiner Frömmigkeit wandelt, dessen Kindern wirds wohl gehen nach ihm.“

Im Frankenlande, dort, wo die Altmühl in ihrem Oberlaufe breite, fruchtbare Thalgründe durchfließt, liegt, eine gute Stunde von dem Städtchen Gunzenhausen, auf einer vorspringenden Anhöhe das freundliche Dorf Gundelsheim.

Der Name hat einen goldenen Klang in unserer Familie; denn das Pfarrhaus dort ist die Heimat unserer Großeltern. Es steht heute vor dem geistigen Auge der Enkel wie die entschwundene, herrliche Zeit, verklärt vom lieblichen Lichte einer glücklichen Vergangenheit und umrankt von den Sagen und Erzählungen, die sich durch seine Kinder auf die Kindeskinder vererbt haben.

In den Herbsttagen des Jahres 1795 hielt der Pfarrer Johann Jakob Bomhard mit seiner Gattin Helene und einer fröhlichen Schar von sechs Knaben hier seinen Einzug.

Das Haus, in dessen bescheidene Räume ich den freundlichen Leser hiemit führe, lag in einem preußischen Dorfe. Wie seltsam das klingt, wie ganz anders ist alles geworden in der Zeit, welche seitdem vorübergegangen ist.

Viele Herren regierten damals in jenem Stück Landes, das man heute Mittelfranken nennt. Der größte Teil stand unter der Krone Preußen; mitten darinnen, da und dort, gebot

der Krummstab von Eichstätt, hier ragten die Grenzpfähle von Nürnberg, drüben gehorchten die Bauern dem alternden Weißenburg — und über dem allen flatterten die verwitterten Fetzen vom Banner des heiligen römischen Reichs.

Heute ist das ganze Land, soweit das Auge reicht, fest eingefügt in die Stammgebiete des Hauses Wittelsbach; seit sich jener Sturm aus Westen erhob und in das morsche Fachwerk fuhr, pflügt nun die dritte Generation die fette Scholle des Altmühlthales, starke Fäden haben sich nach Altbayern hinüber gesponnen, gut wohnt der Franke unter dem Rautenschild und fühlt sich stolz als Bayer im geeinigten Reich.

Das deutsche evangelische Pfarrhaus ist überall eine kulturgeschichtlich interessante Erscheinung; meist aus der Eigenart seines Stammes hervorgewachsen, dieselbe in edler Weise verkörpernd, steht es in seiner Gesamtheit über allen Stämmen und vermittelt ihre alten Gegensätze. Und mag es nun in den Obstwäldern des Frankenlandes oder auf dem sandigen Boden der Mark, strohgedeckt auf dem braunen Haidelande einer Nordseeinsel oder rebenumkränzt in den Thälern der sonnigen Pfalz stehen, mag die Stadt es umschließen mit ihrem Getriebe oder die Stille des Dorfes, in der Diaspora draußen wie mitten in evangelischen Landen, — immer ist es eben das deutsche Pfarrhaus, unter den köstlichen Geschenken der Reformation der köstlichsten eines.

Viele Züge, welche also ein ererbtes Gemeingut des deutschen Pfarrhauses sind, wird uns auch jenes an der Altmühl zeigen. Aber auch wenn es nicht dem Manne das Leben geschenkt hätte, von dem dieses Büchlein reden soll, so wäre es doch einer Schilderung wert; denn es besaß eine reiche Originalität und erhob sich in mancher Beziehung über die meisten Pfarrhäuser seiner etwas verflachten Zeit. —

Für Jakob Bomhard und seine Frau war jener Herbst

ein Wendepunkt in ihrem Leben, und sie gingen mit froher Dankbarkeit gegen Gott in die neue Heimat; denn die Kaplanei Schmalfelden, welche Bomhard verlassen, — sie liegt jetzt im Württembergischen — hatte im Einklang mit ihrem Namen kärgliche 400 Gulden getragen. Schon war das kleine mütterliche Vermögen der Frau aufgezehrt, schon klopfte die Not vernehmlich an, da wurde Gundelsheim frei. Bomhard bewarb sich mit wenig Aussicht auf Erfolg um die einträgliche Stelle.

Eine Probepredigt sollte entscheiden. Er reiste nach Ansbach, begleitet von den Segenswünschen seiner Gattin; auch die Knaben sagten dem Vater Lebewohl, doch verstanden sie nicht recht, um welch wichtige Sache es sich handle. Im Gegenteil, sie freuten sich, wie das so Kinderart ist, nun einmal, wo der Vater fort wäre, recht ausgelassen sein zu können, und trieben argen Mutwillen in Haus und Garten. Da trat plötzlich die geliebte Mutter unter sie, verwies ihnen ihr Ungestüm mit außergewöhnlichem Ernste und sagte, sie sollten vielmehr Gott auf den Knieen bitten, daß es dem Vater in Ansbach mit seinem Vorhaben wohl gelinge. Dies schlug den älteren Knaben ins Herz, sie sahen das sorgenschwere Antlitz der Mutter, gingen still auf den Boden des Hauses und thaten nach ihrem Geheiße. Ihr kindlich Flehen wurde erhört; der Vater erhielt die Stelle.

Er stand im 39. Jahre, als er nun seinen Einzug feierte. Eine harte Jugend hatte seinen Zügen den Stempel des Ernstes aufgedrückt und seinem Herzen die Kraft für eine schwere Kunst gegeben, die er das ganze Leben hindurch üben mußte, für die Weltentsagung.

Bomhard entstammte einem alten Geschlechte, welches nach der Tradition ursprünglich im Patriziat einer norddeutschen Stadt gelebt hatte. Durch welche Stürme es aus dem Boden

seiner Heimat gerissen wurde, ist uns nicht bekannt. Der älteste Stammvater begegnet uns in Thüringen; er lebte um die Wende des 16. Jahrhunderts — sein Name und der Name seiner Frau ist das einzige, was sich von ihm in einer alten Familienchronik erhalten hat.

Dieses ehrwürdige Buch, welches noch heute von einem Zweig des Geschlechtes fortgeführt wird, ist um die Mitte des 17. Jahrhunderts angelegt worden. Die Alten haben der Reihe nach ihre einfachen Lebensschicksale hineingeschrieben; wenn der Vater starb, nahm es der Sohn zur Hand, widmete dem Entschlafenen die Abschiedsworte und begann mit seinen eigenen Aufzeichnungen.

So fügte sich im Laufe der Zeit ein interessantes Bild zusammen von dem Leben und Glauben einer evangelischen, deutschen Familie im 17. und 18. Jahrhundert.

Es gewährt einen eigentümlichen Reiz, zu sehen, wie sich die traurigen Zeitereignisse im Mikrokosmus einer bescheidenen Familie spiegelten, und wie richtig der Vilmarische Satz ist, daß der deutsche Mittelstand vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis zur französischen Revolution die ehrbarste, frömmste und beste Periode seines bisherigen Daseins erlebt hat.

Aus Thüringen wanderte die Familie zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Ansbach aus, und der schöne Spruch, welcher auf dem ersten Blatte der Hauschronik steht:

Omnia cum Deo Christo
Et nihil sine eo isto

ging mit ihr hinaus in die Fremde, blieb ihr Symbol in guten wie in bösen Tagen.

Solange wir zurückwissen — bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts herab — waren die Bomhards ausschließlich Musiker. Schon in den kleinen thüringischen Städten sehen wir sie in derartigen Stellungen, und der markgräflichen Kapelle haben sie

nachmals angesehene Kräfte geliefert. Der Letzte in der Reihe der Musiker, der onolzbachische Rat Johann August Bomhard, muß ein bedeutender Künstler auf dem Violoncello gewesen sein. Als der König von Preußen im Jahre 1730 mit seinem neunzehnjährigen Friedrich die süddeutschen Höfe besuchte, kam er auch nach Ansbach, und Bomhard wurde nach dem Konzert, welches zu Ehren der Gäste gegeben ward, auf das Zimmer des Prinzen befohlen, wo er dann — so heißt es in der Chronik — „die Gnade gehabt, demselben von 10—12 in der Nacht mit dem Violoncello der flûte travers zu accompagnieren."

Johann August ist der Stammvater aller Bomharde in Bayern und ward mit der Zeit zum weitverzweigten Geschlechte. Geistliche, hohe Staatsbeamte und tüchtige Offiziere sind aus seinen Nachkommen hervorgegangen, und wenn sie alle gleich den Vorvordern ihre Lebensschicksale, ihre Arbeit und ihr Ringen in die alte Chronik geschrieben hätten, — fürwahr, es wären stattliche Bände geworden.

Johann Jakobs Vater, der Pfarrer Christian Friedrich, war den Seinen frühe entrissen worden. Von der Geschichte seines kurzen Lebens ist uns nur wenig bekannt. Eine alte Pfarrbeschreibung in Oberampfrach, wo er zuletzt angestellt war, nennt ihn mit knappen Worten „einen exemplarischen Geistlichen, lebhaften Freund und erbaulichen Prediger".

Von seinen sieben unversorgten Kindern sollte Georg Christian soeben die Universität beziehen, und der jüngste Sohn, unser Johann Jakob, stand in dem zarten Alter von 6 Jahren, als der Vater starb und die ganze Arbeit der Kindererziehung seiner armen Frau zurückließ.

Johann Jakob konnte, von seinem großen Bruder in nicht gerade sehr freundlicher Weise dazu vorbereitet, mit acht Jahren in die fünfte Klasse des Ansbacher Gymnasiums eintreten. Nach einem glücklichen Zwischenfall, der einen Wende-

punkt in seinem Jugendleben bildete, absolvierte er mit Auszeichnung die Anstalt und bezog die Erlanger Hochschule. Mit jenem Zwischenfall aber verhielt es sich, wie August Bomhard in seiner Selbstbiographie erzählt, folgendermaßen:

„Der einsam stehende, unberatene Knabe war unfleißig und machte deswegen geringe Fortschritte. Da wurde das Amt eines sogenannten Klaßwöchners erledigt, eines Schülers, der die Utensilien der Klasse, die in einem Schrank waren, zu besorgen hatte und dafür einige kleine Emolumente bezog. Bomhard hatte als der älteste Schüler der Klasse die nächsten Ansprüche darauf, aber seine Hoffnung wurde getäuscht; denn der Lehrer gab den Schlüssel zu dem Schranke und damit das Amt einem andern, wobei er dem Getäuschten sagte: Er verdiene um so mehr Strafe, als er bei seinen vortrefflichen Gaben leicht den ersten Platz in der Klasse behaupten könnte. Dieser Vorfall hatte eine außerordentlich wohlthätige Wirkung, der Jüngling hatte noch nie ein solches ermutigendes Wort aus dem Munde eines Lehrers vernommen; es wirkte wie ein Zauberschlag. Von Stund an wurde er der fleißigste unter seinen Mitschülern und die Prophezeihung des Lehrers ging in Erfüllung."

So ist denn das kleine Vorkommnis, sagt August Bomhard, „einer jener vielen Beweise, mit welch unscheinbaren Mitteln die göttliche Vorsehung oft die wichtigsten und heilsamsten Veränderungen in der Gesinnung und dem Leben eines Menschen hervorzubringen weiß".

Die Jahre 1775—1778 brachte Bomhard auf der Universität zu. Da ihn seine Lehrer nur wenig anzogen, so lernte er das meiste durch Privatfleiß.

Nach bestandenem Examen aber hatte er sich gleich allen Theologen jener Zeiten mit Geduld auf die dornenreichen Pfade eines Hauslehrers zu begeben. Er nahm eine Stelle bei seinem

Schwager M. an, der ein sehr vermöglicher Pfarrer war. Für die unglaublich kärgliche Bezahlung von 25 fl. im Jahre neben freier Station, wobei er sich aber das Frühstück selbst beschaffen mußte, wurde er reichlich entschädigt durch den Unterricht, welchen er seinen beiden Zöglingen zu erteilen hatte. Bomhard erfuhr an sich die Wahrheit des alten „docendo discimus“. Seine große Lehrgabe hat sich wohl hier zuerst entfaltet und ihre Proben abgelegt. Er wurde wieder mitten hineingeführt ins klassische Altertum, und der erleuchtete Geist der Alten durchdrang fortan sein ganzes Leben.

Im Jahre 1783 bestand er mit Ehren das theologische Examen, wobei ihm besonders sein fließendes und reines Latein-Schreiben und Sprechen den Beifall der Examinatoren, des Generalsuperintendenten Junkheim und des berühmten Orientalisten Raab, erwarben.

Sofort wurde er zum Rektor der lateinischen Schule in Uffenheim ernannt und konnte nun auch daran gehen, sich einen eignen Herd zu gründen. Im Jahre nach seiner Anstellung verheiratete er sich mit Jungfrau Eva Elisabeth Reinfelder aus Windsbach. Doch sein junges Weib starb schon sehr bald, nachdem sie einem Sohne, Martin Georg Friedrich Christian, das Leben geschenkt hatte, und der Witwer mußte sich nach Jahr und Tag zu einem zweiten Ehebund entschließen.

Seine Wahl fiel auf die intimste Freundin der ersten Gattin, Jungfrau Helena Elisabeth Weiser aus Ansbach, die nach dem frühen Tode ihrer Eltern in Uffenheim bei einem Oheim erzogen wurde. Der reiche Mann hatte den Plan gehabt, das schöne Mädchen einem Weinhändler zu verheiraten; es war ihm daher die Verbindung seiner Mündel mit Bomhard ein Dorn im Auge, und da sich Helena durch die äußeren Verhältnisse keinen Augenblick in der Treue gegen ihren Ver-

lobten wankend machen ließ, gab ihr der alte Mann bis an seinen Tod zu fühlen, daß sie seine Absichten zerstört hatte. Von ihrem elterlichen Erbe zog er ein hohes Kostgeld ab, obgleich er oft versprochen, sie ganz als seine Tochter zu behandeln. Da er kinderlos war, hatte er wohl im Sinne, sie in seinem Testamente zu bedenken, machte aber keines und hinterließ runde 40,000 Gulden seiner geizigen Gattin, mit der er stets im Unfrieden gelebt hatte, und die, als er im Sterben lag, mit dem Knechte zankte, weil er vergessen, Dung auszufahren. —

Die neuen Gundelsheimer Pfarrleute waren zwei Menschen, von denen man sagen konnte, daß sie sich weit über den gewöhnlichen Durchschnitt erhoben.

Dem bedeutenden Manne stand eine vollkommen ebenbürtige Gattin zur Seite. Sie war von stattlicher Gestalt und großer Schönheit; eine felsenfeste Gesundheit war ihr bestes Erbteil, eine unermüdliche Arbeitskraft wohnte in ihr, und hohe geistige Anlagen hatten eine gediegene Schulung erfahren. Sie schrieb eine klare, ungemein feste Schrift, verstand die französische Sprache, vertiefte sich gerne in die Lektüre religiöser Bücher, las, wenn sie eine Stunde erübrigen konnte, mit Vorliebe Asmus, Klopstock und Gellert und ward am mächtigsten angezogen von Youngs „Nachtgedanken“.

Eine starke Frau, stark an Seele und Leib — und sie bedurfte diese Stärke auch; denn Gott hatte ihr ein schweres Tagewerk auferlegt.

Ihr Stiefsohn Christian zeichnete sie in einer trefflichen Biographie seines Vaters folgendermaßen:

„Von dieser lieben Mutter sei dem späteren Geschlechte, das sie nicht gesehen hat, dieß berichtet, daß ihre Häuslichkeit, die mit völliger Verzichtung auf alle andern Lebensfreuden alles Glück nur im Familienkreise gesucht, ihr frommer Sinn

der die Kinder zum fleißigen Gebet angehalten und stets auf Gott hingewiesen hat, ihre mit Ernst und Liebe geführte Kinderzucht, ihre Geduld und Ergebung in vielen harten Prüfungen in den Herzen der Ihrigen ihr ein unvergängliches dank- und liebevolles Andenken gesichert hat, und die unzähligen „Vergelts Gott“, die ihre große christliche Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit von Armen und Notleidenden erhielt, sind fürwahr ihren Kindern reichlich zu Gute gekommen.“

Jakob Bomhard selbst war untersetzt gebaut und besaß ein ungewöhnliches Maß von Körperkraft. Auf der Hochschule soll er einst von einem soliden Eichentische mit einem Faustschlag ein Eck abgehauen haben. Universitätsfreunde erzählten, er sei der schönste Student in Erlangen gewesen.

Ein alter Schattenriß von ihm aus späteren Jahren zeigt uns einen prächtigen Kopf: die Stirne auffallend hochgewölbt und schön modelliert, die Augenbrauen stark entwickelt, die Nase fein gekrümmt, der Mund klein, das Kinn, mit schwachem Ansatz zur Verdoppelung, energisch. Seine Augen, sagt sein Sohn Christian, waren grau, Verstand und Gutmütigkeit leuchtete aus ihnen; sein Gang war langsam, seine Haltung würdevoll ohne Affektation.

Es unterstützten sich in ihm hohe wissenschaftliche Begabung und starkes Gedächtnis. Außer den klassischen Sprachen beherrschte er auch die französische, gab seinen Söhnen Unterricht in der Kalligraphie, Geographie, den Anfangsgründen der Mathematik, im Klavierspielen, der Weltgeschichte, der Naturgeschichte. Er zeichnete trefflich und hatte sich in Papparbeiten aller Art Fertigkeit angeeignet. Mit gewissem Recht nennt ihn sein Sohn August einen Polyhistor.

In seinem Amte war Bomhard unermüdlich. Ein Feind des damals unbestritten herrschenden Rationalismus stand er unbewegt auf dem Grunde des alten Glaubens: „Sein tiefes,

ahnungsvolles Gemüt" — sagt Christian Bomhard — „seine innige Liebe und Ehrfurcht gegen die Persönlichkeit des Erlösers, sein entschiedenes Bewußtsein der Versöhnungsbedürftigkeit, sein beharrlicher Glaube an spezielle göttliche Führung der menschlichen Schicksale schützte ihn gegen religiöse Zweifel und das Christentum im Geist der lutherischen Auffassung galt ihm als unumstößliche Wahrheit."

Diesen starken Glauben pflanzte sein treuer Unterricht in die heranwachsenden Söhne. Den Umschwung der Zeiten hat er nicht mehr erlebt, — aber mittelbar hat er ein großes Verdienst sich darum erworben.

Die deutschen Sagen erzählen uns von wunderkräftigen Schwertern, die in abgelegenen, waldeinsamen Schmieden ihr Dasein bekommen haben und berühmt wurden draußen im Kampf — auch dieses stille Pfarrhaus war einer solchen Schmiede zu vergleichen, und es waren nur die ererbten Waffen aus der Rüstkammer des alten Vaters, mit denen seine Söhne August und Heinrich den Feind, als seine Stunde schlug, zu Paaren treiben halfen.

Von seinen Predigten erzählt Christian Bomhard, daß er sie jedesmal aufs genaueste konzipierte und memorierte, da ihm die Gabe einer leicht fließenden Rede versagt war. In diesen Vorträgen war es ihm mehr um Belehrung und Überzeugung, als um starke Erregung seiner Zuhörer zu thun, der Verstand war darin thätiger als die Phantasie. Sehr Bedeutendes leistete seine große Lehrgabe namentlich im Katechisieren.

Bomhard war aber, wenn er auch in religiöser Beziehung einen sehr andern Standpunkt einnahm als die meisten seiner Zeitgenossen, doch wieder ein Kind seiner Zeit. Er lebte als Pfarrherr inmitten seiner Gemeinde, aber durch eine scharfe Grenze von ihr getrennt. Da gab es kein liebevolles Nachgehen, kein Heranziehen der Einzelnen zum Pfarrhaus. Seine

Thüre stand zwar jedem offen, jeder konnte Trost und Rat finden, bereitwillig trat der Geistliche auf Verlangen zu den Kranken, den Sterbenden, — aber in eine eigentliche nähere Berührung mit der Gemeinde kam er nicht; er lebte in vornehmer Zurückgezogenheit. Es mag an diesem Verhältnis, das uns heute sonderbar genug anmutet, gewiß nicht in letzter Linie das oft sehr unerquickliche Zehentsystem schuld gewesen sein, durch welches der Pfarrer eben nicht bloß Seelsorger, sondern in sehr reale Verhältnisse eingreifender Zehentherr war. Doch darf man wohl annehmen, daß Bomhards große Uneigennützigkeit, sein exemplarischer Wandel, seine musterhafte Kinderzucht der Gemeinde nicht bloß hohe Achtung abnötigten, sondern sie auch in allem Guten festigten. Dieses schlichte, fromme Pfarrhaus, in welchem Bomhard mitten unter lebenslustigen Pfarrherrn der Nachbarschaft wie ein Anachoret und nur seiner Pflicht lebte, war unstreitig eine lebendige Predigt für das ganze Dorf; denn exempla trahunt. Und für Not aller Art fand sich ja jederzeit Hilfe und Erbarmen bei der weitherzigen, von Liebe überströmenden, edlen Pfarrfrau, deren erster Wahlspruch lautete: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht.“

In Gundelsheim setzte Bomhard den schon früher mit den älteren Knaben begonnenen Unterricht fort.

Zu den in Schmalfelden geborenen sechs Söhnen, Christian, August, Fritz, Christoph, Heinrich, Karl, kamen noch fünf Töchter und drei Söhne. So saßen mit der Zeit um den einfachen Tisch des Gundelsheimer Pfarrhauses vierzehn Kinder, die alle an Leib und Seele befriedigt werden wollten. Fürwahr, eine kinderreiche Familie, ein lieblicher Anblick für die Eltern, aber wohl auch Anlaß zu ungezählten Seufzern und Thränen in sorgenvollen Nächten.

Es mag da oft lebhaft hergegangen sein in dem geräumigen Hause, wenn die Knaben ihre wilden Spiele spielten,

und es war gut, daß die Mutter das Wort Nerven nicht in ihrem Lexikon hatte. Erst wenn es gar zu arg wurde mit dem Lärm, dann zog sie, wie noch heute den Urenkeln erzählt wird, wohl plötzlich einen Pantoffel vom Fuß und fuhr damit unter die lustige Schar. Das knallte gehörig auf den Rücken der Missethäter und that doch eigentlich gar nicht weh — seinen Zweck aber verfehlte es nie.

Die Lebensbedürfnisse im Bomhard'schen Hause waren sehr gering, die Einrichtung konnte man geradezu ärmlich nennen: da gab es keine feinen Möbels, kein bequemes Sofa, keine polierten Tische und Schränke, Teppiche und Vorhänge; auf soliden Holzbänken saßen die Kinder, und nur mit stiller Verehrung blickte man auf den alten Sorgenstuhl des Hausvaters in der Wohnstube, den einzigen Gegenstand, der auf den Begriff Bequemlichkeit Anspruch machen konnte.

Doch würde man sehr irregehen, daraus einen Schluß auf alle andern Pfarrhäuser jener Zeit zu machen. Gleich in der Nachbarschaft Gundelsheims sah es meist sehr anders aus. Da lag dichtgedrängt in den weiten Wiesengründen der Altmühl Pfarrdorf an Pfarrdorf, und gar fröhliche Pfarrherrn hausten daselbst unter ihren Schäflein. Es waren meist ältere Leute, die für ihren Lebensabend eine fette Pfründe erhalten hatten. Man gab diesen Pfarreien den gutmütigen Spottnamen „Pantoffelpfarreien“; denn die Amtsgeschäfte der Herren Pastoren beschränkten sich im ganzen und großen auf den sonntäglichen Gottesdienst — unter der Woche gab's wenig oder nichts zu thun und das konnte man auch in Schlafrock und Pantoffeln besorgen.

Deshalb herrschte auch unter den alten Leuten, die gewöhnlich erwachsene Kinder und wenig Sorgen hatten, die regste Geselligkeit. Der Vereinigungspunkt für die ganze Umgegend war das Gunzenhäuser Kasino. Alle Donnerstag, noch mehr aber an Sonntagnachmittagen, wurde im Pfarrhaus die

dicke, behäbige Pfarrkutsche, meist ein altes Ungetüm, das schon gar manche Generation gesehen, aus der Remise gezogen, der Knecht spannte zwei feste Ackergäule daran, stülpte seinen „Finkenstecher“ aufs Haupt und dann ging's „in die Stadt“.

Unsern Herrn und Heiland ließ man einen weisen Jüngling aus Bethlehem sein, sprach zuweilen von seinen idealen, nachahmenswerten Gesinnungen und seinem tragischen Ausgang, und marschierte flott mit dem erleuchteten „Zeitgeist“, hielt am Sonntag den Bauern stärkende Vorträge von der Kanzel herab über Bodenkultur, Moral und rationelle Viehzucht, am heiligen Weihnachtsfeste verbreitete man sich wohl auch, anknüpfend an die Krippe, über den großen Nutzen der Stallfütterung, ja von einem Pfarrherrn geht die Sage, daß er einmal in die Christenlehre mit feierlich erhobenem spanischen Rohre gekommen sei, auf dessen Spitze in voller Anmut eine dicke Kreuzspinne saß. Dieses fleißige Tierlein und sein Stillleben bildete dann den Gegenstand des ebenso erbaulichen als angenehm nützlichen Vortrages.

Der Rationalismus hatte sich eben immer weiter vom Quell des Lebens entfernt und war mit der Zeit, gerade als er sich am weisesten dünkte, kindisch geworden.

Kein Wunder, wenn sich Bomhard in seinen vier Wänden wohler fühlte als draußen. Und wahrlich, er hatte das bessere Teil erwählt. Ein glückliches, fröhliches Leben erblühte um die trefflichen Eltern in den wohlgeratenen, zum Teile glänzend begabten Kindern. „Wenn das älteste der Kinder gut geartet ist,“ sagt Christian von Bomhard irgendwo, „so folgen fast immer die jüngeren unbewußt, wie von selbst, dem Zuge dieses Vorbildes; sie werden auch gut, weil sie keinen Begriff haben, wie es anders sein könnte.“ Das hat er wohl in Erinnerung an sein Vaterhaus geschrieben, wo er diese Führerrolle als Ältester innehatte. Fürwahr ein liebliches,

erhebendes Bild trefflicher Kindererziehung zeigt uns diese Familie.

Bis zum Jünglingsalter blieben die Knaben unter dem heimatlichen Dache, der Vater führte sie selbst bis zur Schwelle der obersten Klasse des Gymnasiums. Und darin, meine ich, lag die Hauptkraft dieses seltenen Mannes. Er entsagte allem, was die Welt Genuß oder auch nur verdiente Erholung nennt, und lebte außer seinem Amte nur der Erziehung seiner Kinder.

Das kompetenteste Urteil konnte wohl Christian in späteren Jahren über diese Thätigkeit seines Vaters fällen; dies hat er, selbst bereits ein gefeierter Lehrer, in seiner öfter citierten Schrift niedergelegt, wie folgt:

„Der Vater war kein trockner Pedant, sondern Freund des Schönen, das er mit richtigem Takt überall herauszufühlen fähig war, und in seiner Lehrweise nichts weniger als schulmeisterlich. Da war denn sein Wohnzimmer eine Schulstube, wo erst die beiden ältesten Söhne im Lateinischen und Griechischen, und dann die jüngern Kinder in den Anfängen unterrichtet wurden. Das währte von 7—12 Uhr. Nachmittags kamen die Realien an die Reihe. Aber wie dürftig waren doch die Hilfsmittel, die dem Lehrer besonders bei seinem Unterrichte in den alten Sprachen zu Gebot standen! Schlechte Ausgaben der Autoren voll Druckfehler mit unbrauchbaren Anmerkungen, alte Handwörterbücher und nichts weiter. Doch wußte er sich zu helfen. Sein scharfer Verstand leitete ihn immer auf Emendationen, die jedenfalls einen guten Sinn gaben. Livius oder Cicero, pflegte er zu sagen, wird wohl so geschrieben haben. Nur einen Mißgriff beging er; er trieb zu wenig Grammatik, wähnend, diese müsse sich durch viele Lektüre von selbst geben. Aber das war eben nicht der Fall. Sonst war es sein Grundsatz, die Jugend nicht mit Aufgaben zu überbürden, sondern ihr ziemlich viele Zeit zur Bewegung

im Freien zu lassen. Und das hat unsere Glieder gestärkt und die Sinne frisch erhalten.“ —

So herrschte denn der Geist der Frömmigkeit, der Arbeit und der Liebe in diesen Räumen. Glückliche Kinder, welche in trauter Gemeinschaft den herrlichen Unterricht des Vaters genießen durften, genießen die köstlichen Jahre der Jugendfreiheit, in welchen sich der leichtgeschürzten Phantasie jeder kleine Garten zum unbegrenzten Tummelfelde, jeder freiere Blick auf ferne Hügel zu einer unbeschränkten Aussicht in die unendliche Welt verwandelte, und jeder Sonntagsgottesdienst in dem Dorfkirchlein um die Gestalt des Vaters einen Strahlenglanz der Ewigkeit wob.

Wenn wir heute auf die vollbrachte Arbeit des schlichten Pfarrers zurückschauen, und sehen, wie sie Gott dadurch reich belohnte, daß alle Kinder dieses Pfarrhauses ihrem Namen Ehre machten, so müssen wir ihn glücklich preisen ob seiner Arbeit, — aber es war eben doch eine Riesenarbeit, welcher die Kraft des Mannes zuweilen beinahe unterlegen wäre.

Mit einer gewissen Schwermut erfüllt es uns da, wenn wir aus alten, vergilbten Familienbriefen herauslesen müssen, wie die Zeit und die Sorge nicht spurlos an dem Manne, der von so starkem Leib und Herzen war, vorübergingen und nicht nur in sein Antlitz Furchen gruben, sondern auch seine Seele gar oft niederbeugten, daß er glaubte, an allem verzweifeln zu müssen.

Bomhard litt in spätern Lebensjahren stark an Hypochondrie, wozu ihn ein körperliches Leiden, veranlaßt durch seine sitzende Lebensweise, disponiert zu haben scheint. Äußere Verhältnisse trugen dazu bei, daß das Übel immer mehr an Einfluß gewann: die Söhne, welche auf Universitäten und in Lehren waren, mußten unterhalten werden, die Töchter wuchsen

heran, man hatte an Aussteuern zu denken. Dann kamen die unseligen Kriegsstürme, und wenn auch das Altmühlthal den Kriegsschauplätzen ferner lag, so fraßen doch die Einquartierungen, Kontributionen und teuere Zeiten alles Ersparte. Ergreifend schreibt der alte Mann einmal in jenen Jahren an einen seiner Söhne: „Ich bin seit der Franzoseneinquartierung um zehn Jahre älter geworden. Ich möchte etwas gesünder werden, aber erst alsdann, wenn die Franzosen fort sind. Vor zehn Jahren habe ich ähnliche Umstände gehabt, da hat mir Dr. G. in Rothenburg geholfen — — aber zuvor muß uns Gott vom Übel erlösen. Ich glaube, er thut es endlich; denn wir sind mürbe bis zum brechen."

Und so kam es, daß er sich allmählich daran gewöhnte, auch da Gespenster zu sehen, wo keine waren, und zuweilen wurde der glaubensstarke Mann auch kleingläubig. Wir Menschen kleben ja so sehr an der Erde, und selbst die durchgeistigtsten Charaktere müssen nur zu oft inne werden, daß sie mit festen Ketten und schweren Kugeln gefesselt und belastet sind.

Eine seltsame, fast unbegreifliche Erscheinung tritt uns nun entgegen. Bomhard sah in selbstquälerischer Weise allenthalben nur Not und wieder Not. Seine edle Frau aber verstand in ihrem heitern, gottvertrauenden Sinne die Sorgen des Gatten nicht und teilte im Gegensatze dazu nach allen Seiten mit vollen Händen Wohlthaten aus. Sie übersah es in diesem Punkte, sich ihm einfach unterzuordnen. Und so schlich sich zwischen diesen edeln, weit angelegten Menschen allmählich, erst leise, dann immer stärker, eine Entfremdung ein. Sie, die ihr Leben lang nur für einander und für ihre Kinder gelebt hatten, konnten am Abende dieses Lebens, als der Herr bereits die Lasten, eine nach der andern, von ihren Schultern zu nehmen begann, die kleinen Bürden nicht mehr mit der alten Freudigkeit tragen.

Die herangewachsenen Söhne mögen schwer unter dieser Verstimmung der Eltern gelitten haben, da sie beide in gleicher Weise liebten, beide gleich hoch achteten und verehrten — gegen ihre Kinder aber kam später, so oft sie auch vom Vaterhause erzählten, nie ein Wort davon über ihre Lippen. In den letzten Lebensmonaten Bomhards, als die Schatten des Todes schon hereingriffen, da fanden sich auch die alten Herzen der Gatten wieder voll und ganz, — und die Kinder vergaßen dann wohl im Rückblicke auf die herrliche, selige Gundelsheimer Zeit allmählich, daß einst auch diesen Himmel schwere Wolken trübten, und freuten sich und wärmten sich an dem Glanze der ihrer von Vater und Mutter behüteten Jugendzeit entströmte.

Ich schließe diese Skizze vom Gundelsheimer Pfarrhaus mit den schönen Worten, durch welche die beiden ältesten Söhne Christian und August einst ihre Eltern feierten. Als sie ihre Jugendideale von Freundes- und Frauenliebe in ihrem „Symposion" niederlegten und in die Öffentlichkeit hinausgehen ließen, da standen auf dem ersten Blatte mit leuchtenden Lettern die Worte aus Xenophons Symposion:

„Auf was bist Du denn stolz, Autolykos?" fragte Einer von der Gesellschaft. — „Auf meinen Vater," versetzte er. „Und auf unsere Mutter!" setzen wir hinzu — die Verfasser."

Gymnasialzeit.

Georg Christian August Bomhard, das erste Kind seines Vaters aus dessen zweiter Ehe, war am 7. November des Jahres 1787 auf diese Erde geboren.

Als er im Jahre 1802 seinem Bruder Christian aufs Ansbacher Gymnasium nachfolgte und aus dem Elternhause

schied, schrieb ihm die Mutter kurz darauf einen Brief; es war eine Art von Geleitschreiben, das sie ihm auf den Lebensweg mitgab, und lautete also:

„Gundelsheim, Sonntag Abends um 9 Uhr.

. . Daß Du nach und nach eingewohnest und Dich wohl befindest, ist mir sehr lieb. Es wäre ein thörichter Wunsch von mir, wenn ich meine Kinder immer bei mir behalten wollte, und dahin soll meine Liebe zu Euch nie ausarten. Doch waren es Empfindungen ganz eigner Art, welche Dich nach Ansbach begleiteten. Um Dir etwas davon begreiflich zu machen, muß ich Dir die kleine Anekdote erzählen, welche hieher Beziehung hat.

Du warst noch so klein als jetzt unsre Julie ist, als ich einst, Dich auf dem Arm, den Christian an der Hand, Deinem Vater entgegen ging, welcher von Lindlein kommen sollte. Der Abend war schön — soweit das Auge reichte, erblickte ich den Unsichtbaren in seiner herrlichen Schöpfung. Mein Herz wurde ungewöhnlich weich. Mit thränendem Ungestüm flehte ich zu diesem Unsichtbaren, Allgegenwärtigen — „„Möchtest Du, o Allmächtiger, diese beiden Kinder selbst durch dieses Leben leiten — sie auf ebner Bahn erhalten!““ In diesem Augenblick erblickte ich den Abendstern und in diesem Augenblick fiel mir ein: „„Der, so diesem Stern seine Bahn vorgezeichnet hat, leitet auch die Menschenkinder auf ihre Wege.““

Wie beruhigend, tröstend dieser Gedanke für mich war, kannst Du Dir vorstellen. Aber damals dachte ich nicht wohl daran, daß er mir einmal so ganz zur gelegnen Zeit wieder kommen würde. Den ersten Abend nach Deiner Abreise von hier stund ich abends gedankenvoll am Fenster — das Herz voller Sorge: ob Du einst besser oder schlechter ins elterliche Haus zurückkehren würdest. Unwillkürlich blickte ich aufwärts, und siehe da! der Abendstern glänzte in seiner ganzen Pracht

auf mich herunter und weckte eine unbeschreiblich frohe Empfindung.

Nie wandert er seitdem über das gelbe Gebirge hinüber, ohne daß ihn meine Augen (wenn er ihnen anders sichtbar ist) in Gedanken an Dich begleiten, und nie, lieber August! müßte er vorübergehen, ohne daß Du Dir die Frage vorlegst: Bin ich diesen Tag besser oder schlechter geworden? — Will ich morgen im Guten vorwärts oder rückwärts kommen? Dann wird auch Dir dies schöne Gestirn doppelt lieb werden, und ich hoffe, wir werden uns seiner noch freuen können, wenn unser irdisches Auge nimmer nach ihm blicken kann." —

Christian Bomhard hat im Jahre 1853 ein lateinisches Programm geschrieben, in welchem er das hier eingefügte, sehr klare Bild von dem Stande des Ansbacher Gymnasiums zu Anfang dieses Jahrhunderts entwarf.

Ansbach war zwar damals seit kurzer Zeit unter preußischem Regiment, aber die Kriegsstürme hatten noch nicht gestattet, an eine Reform des Schulwesens zu gehen, und so kam es, daß diese Anstalt im ganzen und großen dieselben äußeren Formen, welche sie von altersher überkommen hatte, auch ins neue Jahrhundert hinüberschleppte.

Es bestanden unter Aufsicht des zweiten Senates der königlichen Kammer sechs Klassen, jede derselben hatte einen Lehrer, die oberste, die sechste Klasse, an welcher der Rektor wirkte, noch zwei Professoren der Philosophie und der Mathematik. Unter den Schülern unterschied man, wie heute, Stadtschüler und Alumnen.

Trefflich zeichnet Bomhard den würdigen Rektor D. Melchior Faber, welchen schon der alte Vater im Jahre 1774 als Lehrer gehabt hatte. Er war von Natur sanft und human, kehrte aber seinen Schülern gegenüber mehr die starre Autorität heraus, so daß ihn diese zwar ebenso hoch verehrten, wie sie

ihn ob seiner Gelehrsamkeit achteten, aber in respektvoller Entfernung von dem numen scholasticum, dem unnahbaren Schulgotte, blieben. Er besaß einen beneidenswerten Gleichmut, nur sehr selten brauste er auf; aber wenn er einmal in Scheltworte ausbrach, dann sprühten seine Augen Feuer, und sein Antlitz wurde finster wie das des donnernden Jupiter. Im ganzen glich er mehr einem dozierenden Universitätsprofessor als einem Schulmanne, dessen Pflicht es ist, den Schülern die Schwierigkeiten des Studiums selbst lösen zu helfen.

Auch in der fünften, vierten und dritten Klasse wirkten gute, zum Teile vortreffliche Lehrer, und doch, sagt Bomhard, war der allgemeine Stand des Gymnasiums dem keineswegs entsprechend; denn gleichwie eine kunstvoll konstruierte Maschine nur dann zur Wirkung kommen kann, wenn die einzelnen Teile derselben gehörig in einander greifen, so wird auch eine Schule, an welcher die gesamte Lehrmethode keine einheitliche, in ihren Grundlinien unabänderlich feststehende ist, untüchtig sein, die ihr anvertraute Jugend wirklich zu durchbilden und ihr sichere Fundamente des Wissens beizubringen. Und an diesem Fehler krankte das Ansbacher Gymnasium. Jeder Lehrer arbeitete nach seinem Belieben und nahm keine Rücksicht auf seinen Vorgänger und auf seinen Nachfolger. Die Schuld daran lag nicht sowohl an der Person des damaligen Rektors, als an der geringen Befugnis, welche ihm als Leiter der Gesamtschule zukam.

Wie lange der Schüler in einer Klasse zu bleiben hatte, war durch keine Bestimmung geregelt. Aus der sechsten Klasse wurde jedoch der Übertritt an die Hochschule selten vor Ablauf zweier Jahre gestattet, und bei der Entscheidung über Reife oder Unreife hatte noch obendrein in vielen Fällen der Privatvorteil des Lehrers mitzusprechen, welcher einen Teil seiner Besoldung aus den Schulgeldern bezog und daher nur un=

gern viele Schüler zugleich aus seiner fürsorgenden Obhut entließ.

Interessant ist es auch, wie man damals die einzelnen Lehrgegenstände behandelte.

Cicero und Vergil wurden zwar höchst gelehrt, aber so langsam durchgenommen, daß man im ganzen Semester kaum eine Rede von jenem, kaum einen Gesang von diesem zu Ende brachte. Von Tacitus, sagt Bomhard, kannten wir nur den Namen und wußten vom Hörensagen, daß er ein ungemein schwieriger Schriftsteller sei, an den sich ein Schüler nicht wagen dürfe. Auch lateinische Exerzitien fertigte man an und zwar einmal in der Woche; aber sie waren ungemein leicht.

Eine sehr gute Einrichtung waren Disputierübungen, welche in folgender Weise angestellt wurden: Einer der Schüler mußte — es traf das jeden der Reihe nach — über einen bestimmten Gegenstand eine lateinische Abhandlung schreiben, ein anderer ihm vor versammelter Klasse opponieren, und der Professer unterstützte bald den einen, bald den andern in diesem Kampfe. Das war, wie gesagt, eine sehr nützliche Einrichtung, aber eigentlich nur für gute Köpfe; denn der große Hause pflegte dabei regelmäßig mit fremdem Kalbe zu pflügen.

Im Griechischen las man binnen Jahresfrist zwei ganze Gesänge der Ilias. Einen Prosaiker, erzählt Bomhard, behandelten wir in den zwei Jahren meines Dortseins nicht.

Geschichte lehrte der Professor der Philosophie — vielmehr er diktierte sie, die Schüler schrieben nach; repetiert wurde weder zu Hause noch in der Schule, und so machte man gewaltige Fortschritte.

Ähnlich war auch der Unterricht in der Muttersprache bestellt. Man mußte von Zeit zu Zeit dem Professor trockene Übersetzungen aus einem lateinischen Autor vorlegen und nahm zur Vereinfachung dieser Aufgabe häufig eine Stelle aus Cicero,

die man kurz vorher in der Klasse nach der Übersetzung des Lehrers niedergeschrieben hatte; dabei war es gestattet, Aufsätze über selbstgewählte Themata zur Korrektur einzubringen.

Völlig unfruchtbar war auch die Art, wie man Philosophie und Mathematik betrieb. Moderne Sprachen wollte überhaupt kein Schüler lernen. Es war zwar ein Individuum vorhanden, das sich für einen Lehrer des Französischen ausgab, aber der Unterricht des ungebildeten Menschen erschien als höchst unnütz. Ans Englische dachte niemand auch nur im Traume.

Wollte aber ein strebsamer Mensch das, was ihm die Schule nicht bot, durch Privatfleiß ersetzen, so stieß er auf große, meist unüberwindliche Hindernisse. Vor allem gebrach es an den nötigsten Büchern und dann fiel es auch keinem der Lehrer bei, dem Bildungstrieb fähiger Köpfe Regel und Richtschnur vorzuzeichnen. „So erinnere ich mich", sagt Bomhard in seiner Schilderung, „daß einige meiner Mitschüler sich mit Feuereifer über das Studium der Kantischen Philosophie hermachten! Auch war niemand da, der uns gelehrt hätte, was zu den Pflichten eines wackern Jünglinges gehöre, welche Fehler zu vermeiden, welchen Tugenden nachzujagen sei, und welches die Klippen wären, an denen Unvorsichtige zumeist Schiffbruch erlitten. Es schwankte unser Schifflein in dunkler Nacht auf hoher See, ohne Steuermann, ohne ein freundlich Gestirn."

Auch Examina wurden abgehalten und zwar zweimal im Jahre. Wohl vorbereitet und eingedrillt auf ganz bestimmte Partien erschienen die Gymnasiasten und machten so den Kommissären aus dem zweiten Senat einen blauen Dunst vor; diese dachten entweder nichts Böses dabei oder verstanden es, die Augen zuzudrücken. War aber, meint Bomhard, unter den übrigen Zuhörern der eine oder der andere, welcher einst auf

derselben Bühne dieselbe Komödie gespielt hatte, so freute er sich gewiß, die neckischen Scherze seiner Jugend wieder aufgewärmt zu sehen.

Eigentliche Maturitätsexamina vor dem Übertritt auf die Hochschule gab es nicht. Nur einige Tage vor dem Abgange mußte man eine kleine Übersetzung ins Lateinische liefern, welche so leicht war, daß sie heute einem Knaben nicht schwer erscheinen würde.

So war diese Schule bestellt; und sie galt noch als die beste unter allen, die dazumal in Franken ein sieches Dasein führten. Die Ursachen lagen tief; denn dieser Zustand der Schwäche hatte in jenem Zeitalter beinahe alle Verhältnisse befallen. Das alte heilige Römische Reich ging aus den morschen Fugen und sogar das Christentum, durchseucht von leichtfertigen und verkehrten neuen Ideen, war entnervt und seines Markes beraubt und in einem Zustand trauriger Haltlosigkeit.

Welch ein Glück, daß den beiden Brüdern erst in reiferem Alter solche zerfahrene Schulverhältnisse entgegen traten. Des väterlichen Lehrmeisters Unterricht bewährte sich auch trefflich, und sowohl der ältere Christian als der jüngere August standen in kurzem an der Spitze der Klasse.

Da sie so bei ihren Mitschülern bedeutendes Ansehen genossen, kam bald der eine oder andere auf ihr Zimmer, sich guten Rat zu holen. Sie verbanden sich daher mit einem gewandten Mathematiker der Klasse und dem besten Hebräer zu einem wissenschaftlichen Auskunftsbureau, in welchem Christian die lateinische, August die griechische Sparte versah; die gelehrte Gesellschaft nannte sich mit dem scherzhaften Titel eines „hohen Rates."

Das lange Zusammensein aber mit den Eltern und dem schönen Geschwisterkreise, die große Abgeschlossenheit nach außen, welche das Gundelsheimer Leben gekennzeichnet hatte, brachte

die unweltläufigen Söhne in der Folge anderen gegenüber in mancherlei Nachteile. Das kann uns nicht wundern. Sie zogen als Jünglinge erst in eine Welt hinaus, die sie nicht kannten. Sie dachten, es müsse da draußen auch so sein wie in der Heimat. Warm schlugen ihre Herzen jedem entgegen, um dann desto schmerzlicher berührt zu werden, wenn es eben meist alles ganz anders war. Da trat das Gegenteil ein; man zog sich scheu zurück, die alte Harmlosigkeit war verloren, und erst allmählich fand man, allerdings auf veränderter Basis, das Gleichgewicht wieder.

Die innige Verbindung mit dem Elternhause dauerte trotz der räumlichen Entfernung fort, und zahlreiche Briefe zeugen von dem regen, geistigen Konnex, in welchem die Söhne zum Vater standen. Es wurden Verhältnisse besprochen, Mitschüler charakterisiert, Landpartien beschrieben und mit treffenden Selbstkritiken dem Vater übergeben, lateinische Aufsätze kamen nach Gundelsheim und baten den alten Meister um Korrektur — und aus dem ganzen Briefwechsel weht uns der warme Hauch treuer Eltern- und Kindesliebe wohlthuend entgegen.

Das schönste aber waren die Ferien. Da versammelten sich die flügge Gewordenen unter den Zurückgebliebenen im trauten Vaterhause; wieder spielte man die alten Spiele, wieder strich man durch Wald und Feld, pfuschte wohl auch den Jägern etwas ins Handwerk, probierte, wie die Welt sich vom Rücken eines Gaules ausnähme — wer vermöchte sie zu schildern, die Ferienpoesie in einem deutschen Pfarrhaus! Am traulichsten aber waren die Abende in der alten Wohnstube. Bruder August konnte den jüngern Geschwistern so prächtig erzählen, wie es draußen aussah in der Fremde, und er hatte sehr aufmerksame Zuhörer; denn sie kamen ja nie hinaus über die nächsten Hügel, und es war ihnen alles wunderbar, was sich hinter diesen Hügeln begab. Und wenn sie dann genug

gestaunt hatten über das Leben der großen Brüder, dann führte sie die feurige Phantasie Augusts leise hinüber aus der realen Welt in ein lustiges Reich. Er wußte so wundervolle, eigenartige Märchen, daß seine jüngeren Schwestern noch lange, lange danach, als sie schon wieder ihren eigenen Kindern erzählen mußten, immer wieder aus den Schätzen mitteilen konnten, die sie damals in der Gundelsheimer Wohnstube gesammelt hatten.

Hier knüpften sich also jene festen Geschwisterfreundschaften, die nach Jahren, als die Kinder dieses Hauses von ihrem Schicksal dahin und dorthin geführt wurden, dem ganzen Gundelsheimer Geschlechte einen so festen Zusammenhalt gegeben haben, daß er noch in unsern Tagen besteht. —

Wie Christian ein Jahr früher als der Bruder auf das Gymnasium gekommen war, so betrat er auch jetzt vor diesem die Universität, da August, obwohl reif zum Übertritt, wegen seiner großen Jugend die Oberklasse repetierte.

Mit 17 Jahren verließ auch er Ansbach, und Faber gab ihm ein Abgangszeugnis mit, wie es nach seinen eignen Worten seit dem Bestehen der Anstalt noch kein Schüler bekommen hatte.

Auf der Hochschule.

1804—1807.

Noch sehr jung betrat August den Boden der Hochschule. Er widmete sich selbstverständlich dem Studium der Theologie.

Sein Übergang ins Universitätsleben fällt noch in eine Zeit, da die drei mächtigen Landsmannschaften Onoldia, Ba=

ruthia und Franconia eine unbestrittene und terroristische Herrschaft in der Erlanger Studentenschaft ausübten. Fast alle Studenten gehörten denn auch einem dieser großen Verbände an und zwar, der Natur derselben gemäß, je nach ihrer Heimat. Um den festen Kern jeder der drei Vereinigungen schlossen sich in loserer Weise die sogenannten Renoncen, Leute, die aus irgendwelchen Gründen nicht eintreten konnten oder noch nicht zum Eintritt geeignet schienen. Sie standen in drückender Abhängigkeit von den Bestimmungen der Senioren. Nur eine kleine Anzahl von Studenten emanzipierte sich von dem Drucke und führte, ohne jeglichen Einfluß auf das studentische Leben, ein stilles Obskurantendasein.

In diesen Landsmannschaften war eine bunte Masse von Leuten zusammengewürfelt, ungeklärt und ungesiebt, wie sie nur immer der Zufall der Herkunft hereingeführt hatte. Kein gemeinsames Ideal versammelte diese Leute unter seiner Fahne, ein roher Pennalismus empfing zumeist den Neuling, und wenn man von einem peinlich bis ins Detail durchgeführten Ehrenkomment absieht, fehlte diesen Vereinigungen völlig die Tendenz, nach bestimmten Prinzipien die jugendlichen Charaktere heranzubilden. Der Geist eines allgemeinen, diese Zeiten so sehr charakterisierenden, versumpften Philistertums lag eben drückend auch auf den Hochschulen und äußerte sich in einem rohen Sinnengenusse, dem der große Haufe huldigte; im Saufen soll es damals Erlangen allen deutschen Universitäten zuvorgethan haben.

August Bomhard sprang sofort in seine Landsmannschaft, die „Anspacher Gesellschaft", ein.

Er war ein athletisch gebauter Jüngling, mit ungewöhnlicher Körperkraft ausgestattet, ein Meister im Laufen und Ringen, und die schweren Rosse des Vaters konnten von manchem Ritte erzählen, zu dem sie August aus den winterlichen

Ställen hervorgezogen hatte. Nun warf er sich mit Eifer aufs Fechten, worin sein Kommilitone, der in München als Minister verstorbene Forster, sein Lehrer war.

Musikalisch war Bomhard nicht. Er liebte zwar die Musik, aber ein Instrument verstand er nicht zu spielen. Dem Bruder Christian gegenüber, der Meister auf dem Klavier war, klagte er einst:

„Ach, mir ist dieser reine Quell der zartesten, heiligsten Freuden verschlossen! Ich kann nicht selbst hinabsteigen zu ihm und schöpfen und mich laben an den herrlichen Wellen — nur den reichen, glücklichen Mann, dem dies vergönnt ist, kann ich ansprechen um ein Becherchen voll seines Nektars, das er auch immer willig gibt — nicht wahr, lieber Bruder? Denn du bist der reiche Mann. — Es muß etwas Himmlisches sein, auf den leichten Flügeln der Töne so hinüber zu schweben ins Reich der Ideen und der Poesie; uns Ungeweihten aber rauscht der Strom der Harmonie, zwar wundersam und erfreulich, aber doch mit unbegriffenen Klängen unter der Erde weg, auf der wir stehen.“

In der Fechtkunst brachte er es auch mit der Zeit zu großer Fertigkeit; alte Universitätsfreunde haben nach vielen Jahren seinen Kindern erzählt, daß Bomhard in Erlangen, durch glänzende äußere Erscheinung schon das Idealbild eines Studenten, hochangesehen wegen seiner ernsten Lebensanschauungen und namentlich gefürchtet wegen seiner gewaltigen Fechtkunst gewesen sei.

Seine Hand lag jederzeit stoßbereit am Griff der Klinge und er hatte auch manchen Gang auf Pariser zu bestehen. Noch in seinen späteren Lebensjahren, wo er das Duell im Prinzip verwarf, brach zuweilen der alte Student wieder durch und er konnte mit jugendlichem Feuer von jenen Erlanger Aventiuren erzählen. Doch ein Raufbold war er nie gewesen;

mit Verachtung sprach er stets von Leuten seiner Zeit, die es auf 60 Mensuren gebracht hatten und dafür am ganzen Leibe mit kleinen Narben wie gespickt waren.

Einmal hatte Bomhard ein sauber geschriebenes Kollegienheft weggeliehen und wußte nicht mehr, an wen. Lange wartete er; dann ließ er es öffentlich bekannt machen. Es half nichts. Jener dunkle Ehrenmann gedachte wohl, das schöne Manuskript als gute Beute zu behalten. Doch er hatte sich sehr verrechnet. Eines Morgens begann im Kollegiensaal ein weißer Zettel seine Wanderung, von Bomhards Hand mit den vielsagenden Worten beschrieben: „Wer mein Kollegienheft entlehnt hat und enthält es mir nun trotz meiner neulichen Aufforderung vor, der ist ein Hundsvott. Bomhard.“ Das half, der Zettel kam zurück, die beiden letzten Worte waren durch einen Strich verbunden und jener Edle kam mit dem verschwundenen Hefte plötzlich wieder zum Vorschein. Im letzten Akte aber standen sich Gläubiger und Schuldner selbstverständlich auf der Mensur gegenüber, und mit Behagen konnte sich Bomhard noch in späten Jahren daran erinnern, wie er damals seinem Gegner das Rappier aus den Fingern geschlagen habe, daß es „haushoch“ emporflog. Ein Kollegienheft aber wurde ihm nie mehr genommen.

Mit der Zeit rückte Bomhard in der Landsmannschaft zum Konsenior vor und hat in dieser angesehenen, mit weitgehenden Befugnissen ausgestatteten Stellung seinen Kommilitonen gegenüber jedenfalls den besten Einfluß gehabt. Unter seinen Freunden in der Verbindung scheint ihm am nächsten Faber, nachmals Oberkonsistorialrat in München, gestanden zu sein. Weiter ist noch zu nennen der spätere Regierungsdirektor Hußel in Ansbach und der Kirchenrat und Dekan in Altdorf, Esper.

Sein Bruder Christian war anfangs auch bei den Onol-

den gewesen; aber sie hatten ihm auf die Dauer nicht behagt. Wohl noch vor dem Eintritt Augusts erklärte er seinen Austritt in seiner originellen Weise und auf eine etwas sonderbare Art. Während eines Gelages sprang er plötzlich auf einen Tisch und rief durch den Tabaksqualm wie Zeus aus der Wetterwolke eine Einladung auf seine Kommilitonen herab, der aber wohl keiner folgte; sprach's und verschwand auf Nimmerkommen. Über das Nachspiel schweigt die Geschichte.

August stand selbstverständlich mit ihm, dem ältesten und besten Freunde seiner Jugend, allzeit im herzlichsten Verkehre. Es ist eine tiefe, herrliche Bruderfreundschaft, wie sie uns hier entgegentritt. Gemeinsam waren beide aus dem lallenden Kindesalter herausgewachsen, waren mit einander durch die Knabenjahre gelaufen, in immerwährendem Gedankenaustausch mit seinem Christian rang sich August aus den gärenden Jahren der Jugend, Hand in Hand traten sie ins reife Mannesalter und wenn es möglich war, schlossen sie sich immer fester und fester aneinander, als sie ihre Schritte vom Mittag des Lebens dem stillen Abende entgegen lenkten. So wird uns unzertrennlich bei dem Gange durch das Leben Augusts auch die scharfmarkierte, originelle Kraftgestalt Christians begleiten.

Durch den Bruder schloß August damals manche dauernde Freundschaft mit Leuten, die in keiner Verbindung standen; so vor allem mit Konrad Meyer, der nachmals als Regierungsdirektor in München gestorben ist.

Wie Christian, so konnte auch August, als er ins Leben hinaustrat, mit Ruhe auf die Zeit seiner Universitätslaufbahn zurückschauen. Er war an keiner der Klippen gestrandet, welche das Leben auf der Hochschule bedrohen. Nie hatte er die Basis verlassen, auf welche ihn die Erziehung des Elternhauses gestellt hatte, nie war ihm sein Ziel im Genusse des Augenblickes

verloren gegangen, erstarkt an Wissen, gesund an Leib und Seele schloß er diese Periode seiner Jugend ab.

Freilich meinte er zuweilen, daß es wohl noch schöner wäre auf der Universität, wenn im Hintergrunde nicht das graue Gespenst des Examens lauerte, und schrieb einmal, es war gegen den Schluß des Wintersemesters 1807, an den Bruder die drolligen Worte:

„Du glaubst nicht, wie vielerlei Abhaltungen mich immer am Briefschreiben hindern; iezt besonders, wenn ich eine Stunde für mich habe, fällt mir oft plötzlich der Gedanke schwer, schwer aufs Herz, daß schon wieder ein halbes Jahr meiner akademischen Sauf-, Lauf- und Raufbahn zum Teufel ist, ohne daß ich um ein merkliches und erkleckliches gescheuter und gelehrter geworden wäre. Da greife ich denn mit wahren konvulsivischen Bewegungen nach meiner hebräischen Bibel, oder nach dem Moralheft, oder gar nach einem Griechischen Thesaurus, und ängstige mich so damit ab, daß mir gar kein Gedanke ans Briefschreiben, wobei ich überhaupt gern guter Laune sein mag, in den Sinn kommen kann, und daß Du, sähst Du mich, Mitleid fühlen würdest. Und ach! bei allem dem richte ich halt doch immer nur blutwenig aus; ich kann mich durchaus nicht so recht mit dem Arbeiten enfiliren, wenn Du es so nennen willst, noch weniger familialisieren. Wenn ich aber nicht sehr irre, so harmonirten wir während unsers Zusammenseins hier, so wie in allen Sachen, also auch in dieser immer so brüderlich, daß Du mich auch ohne einen Commentarium Gottschlingii verstehen wirst.

Es ist ein Teufelszeug ums akademische Studiren; wenn man nur nicht iust in diesen iungen Jahren so viel lernen sollte! Wär's nicht gescheuter, man würde als ein steinalter Bock gebohren, auf der Stelle auf die Universität geschickt, lernte da ganz barbarisch drauf los, gienge entsezlich gelehrt

nach Hause, bekäme da ein einträgliches Amt, und lebte dann erst der frohen Aussicht der rosigen Jünglingsiahre entgegen, deren Zauberkelch man dann mit den vollen Zügen einer unbeschränkten Freiheit in sich schlürfen könnte — und endete dann unschuldig und sorgenfrei in der Kindheit lieblicher Dämmerung? — Nun aber, wie die Einrichtung der Welt iezt ist, sizt, wie Horaz sich sehr gelehrt ausdrückte, die schwarze Sorge gar gern hinter dem noch so flott durchs akademische Leben galoppirenden Burschen, umkränzt ihm nicht selten den Becher mit düstern Nachtviolen, und dekorirt ihm fast immer den lezten Akt des Schauspiels mit den gräßlichen Bildern des Filisteriums, des Examens, des Verblühens — des Alters und Todes."

* * *

Hohe wissenschaftliche Anregung allerdings hatte Bomhard der Universität nicht zu verdanken gehabt und niemals konnte er als Mann ohne Wehmut, ja Bitterkeit der traurigen Dürre gedenken, welche in jener Periode um die Hörsäle gelagert war und wieder ein genaues Abbild der gesamten Zeitrichtung darbot. Doch lesen wir, was er selbst darüber in seiner kleinen Selbstbiographie niedergelegt hat:

„In Erlangen war damals für die Theologen wenig zu lernen. Pflügler las hebräische Exegese, war aber ein sehr alter Mann und schwerhörig, weshalb in seinen Kollegien viel Unfug getrieben wurde. Er starb jedoch bald, und Berthold trat an seine Stelle; ein gelehrter Mann, der die Psalmen gut erklärte, aber wegen kurzen Atems keinen guten Vortrag hatte und öfters mitten in der Stunde abtreten mußte.

Der Hauptlehrer, bei dem wir neutestamentliche Exegese, Dogmatik, christliche Moral, Homiletik und Katechetik hörten, war Ammon, ein seinerzeit berühmter Theologe, sehr gelehrt und talentvoll, galt auch für einen großen Prediger, was er

aber mehr seiner klangvollen Stimme und schönen Deklamation als dem Inhalte seiner Predigten verdankte. Kann auch ein Prediger ohne christlichen Glauben den Namen eines großen verdienen? Damals freilich wußten die meisten Leute zwischen einem christlichen Prediger und jüdischen Rabbiner, wenn beide gleiche Begabung hatten, keinen Unterschied mehr. Ammon war ein vollkommener Rationalist, der mit der biblischen Geschichte und den Wundern nach Belieben umging und von dem seligmachenden Geheimnis des Evangeliums keine Ahnung hatte; daher übte er auf die meisten seiner Zuhörer einen schlimmen Einfluß. Durch den vortrefflichen Religionsunterricht, den uns der Vater daheim, dann in Gemeinschaft mit seinen Konfirmanden und in seinen öffentlichen Katechisationen erteilt hatte, durch sein und der frommen Mutter Beispiel und wohl am meisten durch ihre tägliche Fürbitte blieben wir bewahrt von diesem Gifte und empfanden vielmehr einen herzlichen Widerwillen gegen die schlechten Kniffe einer solchen Bibelerklärung und Dogmatik, in welcher uns der schlechte Geist jener Zeit in hellem Licht erschien und uns bewies, wie lehrreich der Gegensatz der Wahrheit für uns werden kann."

Das war Bomhards Urteil im hohen Greisenalter. Aber auch aus andern Perioden seines Lebens haben wir Aussprüche über diese Stufe seiner Entwicklung. So schreibt er einmal in den ersten Jahren seiner Amtsthätigkeit an den Bruder im Rückblick auf Erlangen: „Den jungen Theologen bedaure ich, der da meint, nur nehmen zu dürfen, was ihm gegeben wird, der mit bildsamer Seele auf die Worte des Magisters schwört und nicht mit einer ehernen Festigkeit sich selber eine würdige, höhere, edlere Ansicht der Hauptgegenstände seines Wissens schafft und dann entschlossen verachtend alles zurückstößt, was sich mit dieser nicht verträgt. Der Theolog steht heutigen Tages auf einem schwankenden, unterhöhlten, gefährlichen Boden,

wenn er da stehen bleibt, wohin ihn der gewöhnliche Professor stellt, und sinkt unfehlbar bald bis über die Ohren in den Sumpf, worin wir nun so viele erbärmlich quacken hören, wenn er sich nicht mit männlichem Geist bei Zeiten auf den Felsen rettet, der noch immer unerschütterlich über dem Moorgrund hervorragt, und dessen festes, heiliges Asyl der am freudigsten und dankbarsten erkennt, dessen bebender Fuß den Gang über den leichtbedeckten Abgrund nothgedrungen gemacht hat."

Etwas besser gestaltete sich das Studium des klassischen Altertums. Beide Brüder wurden bald ins philologische Seminar aufgenommen, welches unter der Leitung des früher angesehenen, damals aber schon sehr alten Professor Harleß stand. „Er war uns," sagt August, „ehrwürdig nicht bloß wegen seines Alters und seiner Kenntnisse, sondern auch wegen seines wohlwollenden Charakters und seiner glaubensvollen Frömmigkeit, die wir bei keinem unserer anderen Lehrer wahrnehmen konnten."

Das Sommersemester 1806 mußte August zuhause in Gundelsheim zubringen, weil die Eltern Einquartierung französischer Offiziere hatten und daher seiner bedurften. Diese gehörten zu dem Korps des Marschall Bernadotte, der im Ansbacher Ländchen lag. Die Mannschaft wurde in strammer Disziplin zusammengehalten und betrug sich gut, ja half sogar den Altmühl-Bauern bei der Feldarbeit, und die Offiziere rechtfertigten den Ruf französischer Artigkeit. Doch die Kosten waren sehr groß, und man war herzlich froh, als das Korps im Herbst nach dem Norden abzog. Bald aber drang nach Gundelsheim die Kunde von der unglücklichen Schlacht bei Jena, und der Schmerz war um so tiefer, je treuer die Familie noch mit dem ganzen Lande an dem preußischen Königshause hing.

Noch ein Jahr verweilte August nach dieser Unterbrechung

in Erlangen, fühlte sich aber ziemlich vereinsamt durch den Abgang seines Bruders von der Hochschule. „Mit desto größerem Fleiße wandte ich mich," schreibt er in seiner Selbstbiographie, „den Wissenschaften zu; da fing ich jene starken Hefte zu schreiben an, die ich Miscellen nannte und in Gundelsheim bis zu neun an der Zahl fortsetzte. Sie enthalten zum kleinsten Teil Auszüge aus Büchern, viele Gedichte von Christian und von mir, meist Xenien, eigene Übersetzungen aus griechischen, französischen und englischen Klassikern, Aufsätze über eigene Gedanken u. s. w."

„Diese Miscellen," urteilt Bomhard, „beweisen leider, daß ich mich sehr wenig mit gelehrter Theologie beschäftigte, wozu man eben in jener Zeit keine Anregung empfinden konnte." Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß der junge Theologe gerade in diesem innigen Verkehr mit dem klassischen Altertum sowie der französischen und englischen Litteratur der gewaltige Redner geworden ist. In diesen Jahren hat er sich seinen eigenartigen Stil geschmiedet, der an klassischem Ebenmaß des Satzbaues, an edler Schönheit der Bilder und an wuchtiger Kraft des Ausdruckes seinesgleichen sucht.

Es ist etwas eigenartiges um die Redekunst Bomhards. Er beherrschte den Konnex seiner Gedanken in solchem Grade, daß er nur äußerst selten gezwungen war, in dem, was er schrieb, ein Wort zu korrigieren; Stöße von Briefen aller Art zeigen auch nicht die kleinste Litur. So konnte er einmal scherzend sagen, er habe immer den Brauch gehabt, an seinen Schreibereien so wenig, als Pilatus am Buchstaben zu ändern, sollten es auch Hohepriester und Schriftgelehrte für noch so nötig erachtet haben. Seine Feder begnügte sich nie, einen Gegenstand nur von einer Seite zu beleuchten; mit einer oft überraschenden Gewandtheit wirft er die Sache auf fünf, sechs Seiten, hebt überall das Charakteristische heraus, daß es plastisch

vor dem Auge des Lesers steht, und übergießt es dann gewöhnlich zuletzt noch mit den Strahlen eines bilderreichen Brillantfeuers. Dadurch, daß in ihm der Theologe zugleich Humanist in des Wortes wahrer Bedeutung gewesen ist, hat er als Prediger jene unwiderstehliche Herrschaft über die Gebildetsten und Widerstrebendsten auszuüben vermocht und war, wenn es einen Kampf galt, Gegnern der verschiedensten Art so mächtig überlegen.

Examina.

Vom Herbste 1807 bis zum Frühjahr 1809 bereitete sich Bomhard unter den Augen des alten väterlichen Lehrers in Gundelsheim auf die Kandidatenprüfung vor, die in Nürnberg abgehalten wurde.

Schulrat Paulus, das berühmte Haupt der Rationalisten, der auch als Schriftsteller geschätzte Stadtpfarrer Jung und der beliebte Prediger Seidel waren Examinatoren.

Daß seine Dogmatik bei Paulus keine Gnade fand ist klar; doch erwarb er sich seine Gunst durch eine glückliche Konjektur in hebräischer Exegese, die dem Professor so sehr gefiel, daß er ihn aufforderte, sich speziell dem Studium dieser damals vernachlässigten Sprache zu widmen.

August brachte dem Vater die erste Note mit nach Hause. Einige Monate darauf wurden die Kandidaten in der Kirche von St. Sebald durch neun Nürnberger Geistliche feierlich ordiniert.

In den Jahren 1809—1812 stand August seinem Vater als Vikar zur Seite. Dieser vorletzte Aufenthalt in Gundelsheim ist für seine Ausbildung zum praktischen Theologen von größter Wichtigkeit gewesen. Wir wissen sonst über diese Zeit

im ganzen ziemlich wenig; gleichmäßig und ruhig floß sein Leben dahin und es trug sich nichts besonderes darinnen zu. Daß er in dieser Epoche zuweilen nicht ganz frei von schwermütigen, weltschmerzlichen Anwandlungen gewesen, wie sie ja jenen Lebensjahren eigen zu sein pflegen, beweist ein Brief an Bruder Christian, in dem er sich solche Empfindungen mit Humor vom Hals zu schreiben suchte. Er lautet:

„Gott erhalte mir mein leichtes Blut; es wäre durch unser braunes Bier und durch die Nebel des Februar fast ein wenig dicker geworden, als mir lieb ist; aber dieser himmlische März treibt's wieder so leicht wie Spiritus durch die Adern.

Es ist nicht der Mühe wert, daß man sich über das Leben ärgert, es mag mit uns anfangen, was es will; denn es ist gar kurz. Einem närrischen Kerl ins Gesicht lachen, ist das beste Mittel, mit ihm auszukommen — dem Leben, das immer närrische Einfälle hat, ein grämliches Gesicht machen, heißt es auffordern, noch tollere Bocksprünge zu machen und uns zu quälen.

Ich bin einmal in einem Narrenhause gewesen und habe gesehen, daß die Narren recht gut mit einander auskamen und herzlich froh mit einander waren, aber uns, die wir uns für gescheite Leute hielten, konnten sie nicht leiden — o Freund, da hab' ich mehr Lebensweisheit gelernt, als in allen Hörsälen zu Erlangen. Ich sah ihnen anfangs mit einem erstaunten und betrübten Gesichte zu, denn es war das erstemal, daß ich Narren κατ᾽ ἐξοχήν sah, aber ich fand bald, daß die scherzende und lachende Wärterin, die uns herumführte, besser mit ihnen umzugehen wußte und ruhig und sicher zwischen ihren schmutzigen Fäusten herumschlüpfen durfte — ja! einige verliebte Narren küßten sie sogar.

Fiat applicatio! dacht' ich und abstrahierte mir manchen

erbaulichen Satz, den ich in meinem Gedächtnis mit der roten Tinte des Frohsinns unterstrichen habe. Die Quintessenz darin ist der Schluß jenes Epitaphiums: „Wanderer hüpfe vorüber, du kommst, schwer wandelnd und traurig, oder tanzend und froh immer zuletzt an das Grab!"

Du siehst, ich verstehe mich auch ein wenig auf das Philosophieren, so wenig ich auch im Meere der Spekulation zu schwimmen weiß — ein ächtes Landtier, das wenigstens mit einem Seebären keine Aehnlichkeit hat.

Aber was gebe ich mir Mühe, Dir abzuraten von einer Sache, wozu Du, meiner Überzeugung nach, doch im Grunde, keine Neigung hast? Wer in einem gesunden Leibe eine Ader hat, in der Witz und Satyre schlägt, der trägt beständig den rechten Mithridat bei sich gegen die unangenehmen Einwirkungen des äußerlichen Lebens und weiß, wie ein Zitterfisch, solange er lebt, jede grobe Berührung der Menschen oder des Schicksals mit einem derben Schlage, wenn auch nicht immer zu entfernen, doch tröstend zu vergelten.

Laß uns, wie Noahs Taube, nur immer munter hoch über der großen Wasserfläche der Gemeinheit schweben — es findet sich doch immer irgendwo ein grüner Ölbaum, auf dem wir ruhen können und von dem ein abgebrochen Zweiglein den Zweck unserer Sendung ausmacht." —

Im Jahre 1812 kam das zweite Examen. Es wurde in München abgehalten und die Kommission bestand aus den Oberkonsistorialräten von Haenlein, von Niethammer, dem Hofprediger Schmid und dem weltlichen Oberkonsistorialrat.

Hören wir, was August über den Verlauf der Prüfung an seinen Bruder Christian schrieb:

„Die Fragen, welche man uns zur schriftlichen Beant=

wortung vorlegte, waren sehr gut gewählt und gar nicht schwer; ich habe die meisten con amore beantwortet und meine Aufsätze, die lateinischen und deutschen, ohne Konzept gemacht. Freilich wurden es wieder keine Meisterstücke, doch war die Sprache in beiden grammatisch richtig, der Stil frisch und kräftig, und die Gedanken ließen sich auch hören, besonders in denen, welche das judicium und nicht das Gedächtnis diktierte. In solchen von der letzteren Art lieferten manche meiner Kameraden, die unverschämt Bücher und Hefte exzerpierten, bessere Arbeiten als ich. Indessen wird darauf, wie billig, so viel nicht reflektiert.

Auch beim mündlichen Examen, wo Hänlein im Historischen oft mehr ins Detail ging und kleinlichere Fragen that, als gelobt werden kann, habe ich in diesen Dingen schlecht excelliert und bin manche Antwort schuldig geblieben. Desto leichter ging's im übrigen. Auch das Hebräische ging wie geschmiert.

Am meisten Ehre habe ich wohl mit meiner Predigt eingelegt, die Schmid einmal über das andere Mal sehr schön und vorzüglich nannte. Nur tadelte er den manchmal etwas zu poetischen Stil, der auch in meinen Auffätzen allenthalben sichtbar sei. Doch meinte er, das sei ein Fehler, dessen sich wenige rühmen könnten.

Ich hatte die Ehre, meine Predigt in der ordentlichen sonntäglichen Vormittagskirche halten zu dürfen, und habe sie recht tapfer abgelegt. Solch ein Auditorium möchte ich öfter haben, wenigstens so oft mir meine Arbeit wohl gelungen scheint. So ziemlich die Quintessenz von Münchens schöner und gebildeter Welt, katholischer und protestantischer Konfession, war da versammelt. Denn wer Sinn für das Schöne und Heilige hat, kömmt sicher, um Schmid predigen zu hören. Ich habe ihn auch gehört, den Sonntag vorher, und bewundert. Doch

raunte mir der gute oder der böse Genius ganz leise Correggio's Worte zu: „anch' io sono pittore.“*) — — — — —

In seinem nächsten Briefe finden wir dann folgende kurze Bemerkung: . . „ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben habe, daß ich meine Note von München erhielt — es ist die alte; so wenig „fordert die Welt, das genügsame Untier.““

Letzter Aufenthalt in Gundelsheim.

Bis Ostern 1815 sehen wir August wieder zur Unterstützung des Vaters in Gundelsheim.

Mit Freude gedenkt er in der öfter erwähnten Selbstbiographie des schönen Lebens, welches er damals im elterlichen Hause genoß. Vier Schwestern und zwei Brüder waren noch daheim, und auch an der Geselligkeit, welche unter den Geistlichen der Umgegend herrschte, beteiligte sich jetzt der Sohn im Gegensatz zum Vater, der sich wie in allem so auch in diesem Punkte immer gleich blieb. August sagt jedoch, daß er aus diesem Umgang keinen sonderlichen Gewinn zog, und es habe ihn namentlich die politische Lage der damaligen Zeit und das Bedürfnis, sich auszusprechen, in Gesellschaft gebracht.

*) Thomasius sagt von Schmid, daß dessen „allerdings lichtvolle, glatte und sehr vorsichtige Kanzelvorträge als höchstes Muster homiletischer Kunst und Weisheit“ gerühmt wurden. Schmid war Rationalist. Ein gleichzeitiges Urteil über ihn äußert sich folgendermaßen: „Dieser vortreffliche Redner weiß alles Verbindliche, das er den höchsten Personen mit so ungemeiner Feinheit und so viel Grazie sagt, zugleich an religiöse Gefühle zu knüpfen, welche auch die Erhabensten an ihre Menschheit und an ihre Abhängigkeit von dem ewigen Urwesen erinnern und auch der Religionsunterschied der Protestanten und Katholiken wird nie oder doch nur sehr leise berührt. Er hält sich in den Grenzen der allgemeinen Christusreligion.“

Und es war eine sehr bewegte Zeit; ein trauriges Ereignis stieß das andere, eine aufregende Botschaft nach der andern wurde von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf getragen. Allenthalben hing der Himmel voll von schweren Wolken.

Auch ein Sohn des Gundelsheimer Pfarrhauses, Karl, war als Freiwilliger dem Buttlerschen Jägerbataillon in Ansbach beigetreten und bald darauf mit den letzten Verstärkungen zu dem bayerischen Hilfskorps nach Rußland abgegangen. Als der Jüngling im Vaterhause Abschied genommen hatte, begleitete ihn die Mutter allein noch ein kleines Stück Weges; erst nach vielen Jahren aber erzählte sie seinen Geschwistern, was sie damals mit ihrem Karl gesprochen. Täglich, so bat sie den Scheidenden, möge er an seinen Gott denken, wie man eines unentbehrlichen Freundes gedenkt, von dem man alles hat. „Verlassen Sie sich darauf", erwiderte er, legte seine Hand in die der Mutter und ging seines Weges.

Zu Neujahr 1813 lag nun allenthalben eine trübe Ungewißheit auf den Gemütern, vollends traurig aber war die Stimmung in den Familien, welche einen teuern Angehörigen im Geiste auf dem Rückzug durch ein fremdes, wildes Land begleiten mußten.

Wohl war die Kunde von dem schreckenvollen Übergang über die Beresina seit Monatsfrist in alle Welt gedrungen, nachdem geraume Zeit her die Völker ohne jede Nachricht von den entsetzlichen Dingen gewesen, welche sich auf den russischen Schneefeldern abspielten; am 3. Dezember hatte jenes 29. Napoleonische Bulletin: „Der Kaiser gesund, die Armee vernichtet" die erste Nachricht von der Lage gebracht. Dann schwieg alles und man kann sich denken, wie lange es dauerte, bis wieder einmal eine Kunde in das weltentlegene Pfarrhaus an der Altmühl gelangte.

„Es steht eine furchtbare, verhängnisvolle Zeit da und

wenn jetzt Kometen leuchteten, so wüßten wir warum," schreibt August an Christian. „Die Zukunft kommt, wie es scheint, nicht durch eine goldene, sondern durch eine blutige Pforte hergezogen und wird nicht über Blumen, sondern über Leichen zu uns schreiten. Was sagst Du über den fallenden schönen Stern? Ich glaube, er wird in seinem Fall die Länder zerschmettern, die er in seinem Leuchten nur gebrannt und versengt hat. — Wenn man nur etwas Gewisses von dem Schicksal unserer guten Landsleute erfahren könnte! Wir wissen hier gar nichts Zuverlässiges von dem Los des bairischen Hilfskorps in dieser schrecklichen Katastrophe — sollte man in Ansbach nicht mehr davon wissen? Ist gar nicht bekannt, ob die letzten Verstärkungen, mit welchen Karl gegangen ist, noch zur Armee gekommen sind oder nicht?" —

Karl Bomhard kehrte nicht mehr heim; er machte, wie man später erfuhr, einige Gefechte mit und starb am Typhus in Thorn, erst 19 Jahre alt. Sein Bataillon hatte furchtbar gelitten; 1500 Mann waren ausgezogen, 95 kamen wieder zurück.

So mußte auch diese Familie dem heillosen Eroberer ein blühendes Menschenleben zum Opfer bringen.

Aber in die Trauer um den Toten kamen bald die herzerhebenden Nachrichten von dem großen Aufschwung, den die deutsche Sache nahm. Dann hörte man von der gewaltigen Völkerschlacht, von dem Einzug der Verbündeten in Paris, und in jugendlichem Enthusiasmus über diese Ereignisse vermehrte August Bomhard die Sintflut von Flugschriften, mit denen sich nun plötzlich der lang zurückgehaltene Zorn und das Frohlocken Deutschlands Luft machte, auch seinerseits durch eine Druckschrift des Titels: „Rede am Sarge Napoleons" — obgleich derselbe erst im Jahre darauf sein politisches und 1821 sein physisches Ende fand.

Um diese Zeit trug ihm das Konsistorium die Konrektoratsstelle an der Lateinschule zu Weissenburg a. S. an; aber er lehnte das Anerbieten ab und empfahl seinen Bruder Christian; dieser begann damit eine Laufbahn, welche er ruhmvoll bis ins hohe Alter durchschritt; er erwarb sich auf ihr die größten Verdienste um die heranwachsende Jugend und einen glänzenden Namen in weiten Kreisen.

Im Herbst 1814 erhielt August eine Berufung auf die Pfarrei Laubenzedel, blieb aber noch bei seinem Vater, bis sein Bruder Heinrich in der Lage war, zur Übernahme des Vikariats nach Gundelsheim zu kommen.

Die glücklichste Zeit seines Lebens, sagt Bomhard irgendwo, habe zum Hintergrund drei Dörfer: Schmalfelden, Gundelsheim und Laubenzedel gehabt. Ostern 1815 siedelte er nach Laubenzedel über; damit schloß die zweite Epoche dieser „glücklichsten Zeit" und zugleich die eigentliche Jugend.

Er fühlte den Ernst dieses Lebensabschnittes und gab dem Bruder gegenüber seiner Stimmung in folgender Briefstelle Ausdruck:

„Das bisherige harmlose Lustspiel unserer Jugend spielt im letzten Akte. Von nun an beginnt das ernstere Schauspiel der männlichen Jahre und dann kommen bald hier und dort die feierlichsten Szenen der Tragödie. Diesen Gang, sagt man, hat die Kunst genommen in ihrer Entstehung und Fortbildung und ich glaube es, denn das Leben hat ihn vorgezeichnet.

Wir scheiden mit Bedauern, aber mit Resignation von einer Bühne, auf welcher wir sehr fröhliche und immer anständige Rollen gespielt haben, und wo alle Mitglieder und Zuhörer uns von Herzen gut waren — noch einen dankbaren und nassen Blick werfen wir nach dem leichten Gerüst irdischer Freuden zurück.

Ein mannigfaches, reiches und bewegtes, bildendes und

schaffendes Leben stellt sich meiner Erinnerung dar, ein helles und interessantes Bild rollt sich vor meinen Augen auf, wenn ich zurückschaue in die sieben Jahre, die ich seit meinem Abgang von Erlangen hier zugebracht. Wie viele Dinge mußten geschehen, wie viel mußte gesehen, gehört, gedacht, empfunden, gesprochen, gearbeitet, erfahren und selbst auch dann und wann geduldet werden, um die Seele einen Schritt vorwärts zu führen auf der unendlichen Bahn!

Daß dieser Schritt vorwärts geschehen ist, bin ich mir bewußt, die Jahre, welche ich hier verlebt, sind wohl gerade diejenigen, in welchen der bildende Genius am geschäftigsten in dem Menschen ist und sein Werk am schnellsten wachsen und zunehmen sieht. Wenigstens ist das, was ich von hier mit mir fortnehme, unendlich mehr als das, was ich von der Schule und Akademie mit hinwegbrachte, wiewohl ich dort im ganzen genommen mehr studiert habe als hier. Aber das Schaffen aus sich selbst ist es, was dem Geist auf die Beine hilft, und das habe ich hier mit gewissenhaftem Fleiße betrieben. Auch das einfachste Leben, wie denn das meinige dahier war, ist in sich äußerst mannigfaltig, abwechselnd und reich gleich dem unruhigsten und bewegtesten eines Geschäftsmannes in einem bedeutenden Amt."

Auf diesen Brief antwortete Christian, damals Rektor in Rothenburg a. T.: „Was Du über Deine sieben fetten Kühe sagst, ist schön und wahr. Sie waren gewiß, was Du von ihnen schreibst, voll reicher Mannigfaltigkeit, bildend, erfreuend. Wenn Du es nötig hättest, wenn nicht jede Zeile von Dir ein splendidum ingenii testimonium wäre, so würde ich auf 12 kr. Stampf schreiben, daß der Pfarrer B. sich zum cidevant Senior der Ansbacher wie Schmetterling zur Raupe verhält — und mein großes Amtssiegel darunter drücken.

Aber das leichte Gerüst irdischer Freuden ist noch nicht

eingestürzt. Freilich, die Ideale der Jugend, die sind etwas in die Ferne getreten, der heitere Blick vorwärts hat sich getrübt; dafür ist aber, wo ich nicht irre, das Wahre selbst unserm Geiste näher gerückt, die Vergangenheit ist reicher, das Leben selbst, in reinere Formen gebracht, lichter und klarer geworden. Wir tauschen, wo wir regelmäßig im Leben, im innern und äußern, vorschreiten, beständig Verlust gegen Gewinn, aber geringeren Verlust gegen höheren Gewinn."

Auch der letzte Brief aus Gundelsheim soll hier Platz finden, weil er uns mit seinen prächtigen Reflexionen ein sehr anziehendes Bild von der Charakterentwicklung Augusts heraus aus den gärenden Jahren der Jugend zur abgeklärten Reife, aus dem Unbewußten zum Bewußten zu geben vermag. Es heißt da:

„Die Zeit der Blüte ist beim menschlichen Geiste, wie bei seinem Körper, kurz, bald drängt sich die zwar nützlichere, aber auch meistens weniger schimmernde, nicht duftende, unter Blättern bescheiden verborgene Frucht nach, und die glänzenden Blüten fallen ab.

Nicht unter jedem Klima das heißt unter jedem Schicksal gedeihen Geister, die, wie die Orange im glücklichen Italien, immer Blüten und goldene Früchte nebeneinander tragen. Tritt einmal das Leben in seiner ernsten Gestalt vor uns auf, so haben wir nicht mehr Lust, ihm einen Blumenkranz aufs finstere Haupt zu setzen — haben einmal dunkle Wolken sich des ganzen Horizontes bemächtigt, so findet Iris kein Mittel mehr, ihre Rosenpfade zu gehen.

Schwer ist es, das Zauberlämpchen in uns stets glühend zu erhalten, welches auf die düstern Nebelwolken der Außenwelt farbige, freundliche, schwebende Gestalten hinwirft, die gaukelnd mit uns wandern an jedem Ort — oft erlischt es und nur die kalten, häßlichen Nebel stehen da. Wohl dem,

der aus einer heiteren Phantasie oder aus einer geistvollen Lektüre den Feuerfunken locken kann, womit er nach Belieben den alternden Sinn verjüngt und erneut, der, wie es ihm gutdünkt, mit fröhlichem Betrug, halb sich's bewußt, halb nicht — Blumen, Freunde, Geliebte, Gute, Weise, Engel um sich herschweben läßt, und so unversehrt und glücklich, mit offenen Augen schlafend endlich nach Ithaka kommt.

Es sollte uns, die wir doch alles nur durch einen Spiegel sehen und noch nicht wissen, was wir wollen, niemals und nirgends ein Gedanke an Realität anfassen — es sollte uns alles nur Bild, und das Bild, wie jedes von Meisterhand gefertigte Gemälde, wenn es auch die grauenvollsten Szenen enthält, jederzeit nur angenehm und ergötzlich sein. Wir sollten mit Künstleraugen durch die Gallerie der Welt gehen, beschauend und kritisierend die verschiedenen Manieren und Schulen, uns herzlich ergötzend an jeder lieblichen Erscheinung, aber doch vorübergehend, uns immer freuend auf die größere Pracht der folgenden Kabinette, und — uns selber vergessend, nicht in Tiefen blickend, welche noch kein Lynkeus durchspähte, nicht an Rätseln knaupelnd, welche noch kein Oedipus löste — — —

Finde ich einmal die strahlende Wahrheit, so will ich gern alles in ihrem Lichte schauen — bis dahin aber führe ich — und gestehe es ungescheut — das tausendfarbige Glas der Phantasie und gebe den Dingen Gestalt, Licht und Wesen nicht wie sich's gehört, sondern wie mir's beliebt. Und mit diesem Glase betrachte ich mich, Dich und das Übrige, und sehe wechselnd, was ich will, Angenehmes und Unangenehmes, je nachdem ich gut oder schlecht geschlafen, Erbsen oder Gerstenschleim gegessen, braunes oder weißes Bier getrunken habe; denn solche Dinge sind's, welche uns die Farben reiben zu unsern schnell fertigen Gemälden, oder die Brille putzen oder anhauchen, durch welche der Geist schaut.

Da sehe ich denn mich selbst doch manchmal als eine Posaune, durch welche der Engel Gottes bläst und das bockstellige, aber erschrockene Volk um den donnernden Sinai versammelt, da Gesetze zu vernehmen, welche ihm gut, und ich sehe mich als einen Trichter, durch welchen edler Wein auf die irdischen Hefen gezogen wird — als eine Elektrisiermaschine, aus welcher doch vielleicht dann und wann ein heilsamer Schlag in gelähmte Glieder fährt, — als einen Dudelsack, durch dessen einförmigen Ton doch in manchen betrübten Gemütern heitere Ideen geweckt werden können, — als einen Borstbesen, der doch aus dem Heiligtum des innern Menschen so manchen Unrat hinwegnimmt, als einen Meißel, der doch so manchem erbärmlichen Klotze nach und nach eine erträgliche Nase schnitzt und ihm eine entfernte Ähnlichkeit mit einem Menschengesichte beibringt, — als einen freien Mann, der doch jedem Schlingel, der außerdem ungestraft bleibt, öffentlich einen christlichen Rippenstoß verreichen darf — u. s. w.

Aber ich betrachte mich ebenso oft als die Stimme eines Predigers in der Wüsten, der wie die Rohrdommel im Schilfe und das Käuzlein auf dem Dache für nichts und wieder nichts schreit, — als einen Gehilfen von Danaus' Töchtern, der immerfort schöpfen muß, wenn er gleich sieht, daß es nichts hilft, — als einen Frosch, der die warme Sommernacht hindurch erbaulich quakt, ob er gleich, wie alle seine Kameraden, bis an die Gurgel im Schlamme sitzt, — als eine Ameise, die streitbar und rüstig in ein großes Königreich marschiert, dort ein halbes Gerstenkorn erobert, und sich wunderviel damit weiß, — als einen Narren, der andere im Narrenhause herumführt, klug redet und doch selber ein Narr ist, — als einen Doktor, der mit dem Zipperlein am Fuß und mit der schweren Not im Leibe zu seinen Patienten hinkt und ihren Puls befühlt, — als einen Bälgetreter, der Wind macht, unbekümmert,

in welche Pfeife der Organist ihn fahren lassen wird, — als ein Kind, das klug ist, wie ein Kind und doch von den wichtigsten und größesten Dingen reden muß, gegen welche alles andere nur Tand und Puppenspiel ist. Wie weit könnte und würde ich diese Vergleichungen noch fortsetzen, wenn ich bloß für mich schriebe und nicht bedächte, daß Du das alles lesen mußt.

Sieh, das alles bin ich, und bin es auch nicht, das alles ist wahr und ist auch nicht wahr, das alles muß sein und muß auch nicht sein — wie zum Stern soll Einer aus sich selbst, und über andere, und über die Welt klug werden? Wo bleibt Gewißheit, Festigkeit, Wahrheit? Ich kenne meine Stellung in der Welt nicht, ich kenne mein Verhältnis zum übrigen nicht, ich kenne mein Wirken und Schaffen an mir und an andern nicht, ich kenne meine Kenntnisse nicht — und ich urteile von derselben Sache heute so, und wenn ich mich besinne, morgen anders, und übermorgen abermal anders, und ich kann nicht wissen, wie lange das so dauern kann.

Nur das Gefühl bleibt mir treu und empfindet einmal wie das andere Mal, nur der Mut bleibt mir fest, zu hoffen, daß sich das einmal ins Bessere ändern muß — nur etwas Ideales steht hoch und blickt verworren durch die Nebel her, und gibt Hoffnung, daß es einst sich näher und heller werde schauen lassen.

Es ist ein närrischer Ton, in den ich da verfallen bin, und es ist klar, daß er wenigstens nicht in einen Brief gehört. Doch von Dir, Homogenster! weiß ich, daß Du, wenn auch nicht alle meine Ansichten, doch alle meine Empfindungen teilst, daß der Resonanzboden Deines Herzens den leisen Anschlägen meiner ungeübten Hand antwortet und erst Klang und Leben gibt, daß Du gerne und freundlich, wenn auch zum bloßen Zeitvertreib, die Bilder betrachtest, die wechselnd und in flüchtigen Umrissen durch die Dunkelkammer meines Geistes gehen,

und daß Dein Kennerblick doch darin manche Partie findet, die in das Ganze eines größeren, schöneren Gemäldes taugt."

Die Zeit in Laubenzedel.

1815—1824.

Das Schönste, was der Landpfarrer hat, ist das Freiherrliche seiner Lage, das ihm niemand nehmen kann. A. B.

Die neue Pfarrei Augusts lag eine halbe Stunde von Gunzenhausen, unferne der Straße nach Ansbach.

Das Dorf war wohlgebaut, hatte eine schöne Kirche und ein nettes Pfarrhaus, und die Bevölkerung bestand aus nüchternen, sparsamen, sehr kirchlich gesinnten Leuten, die sich mehr von Viehzucht als vom Ackerbau, zum Teil auch vom Handel mit Waldsamen nährten, den sie zur Winterszeit in den benachbarten Forsten mühselig sammelten.

Es wäre nun das nächstliegende gewesen, wenn Bomhard sich eine Pfarrfrau ins neue Heim geholt hätte; aber dieses Glück mußte er sich noch versagen, da die Stelle nicht über 500 Gulden trug, und er zu gewissenhaft war, um auf diese unsichere Existenz eine Familie zu gründen. Doch die Sehnsucht nach einem eigenen Herde bricht in manchen Briefen an den Bruder durch; die Heiratsfrage wird bald scherzhaft, bald ernsthaft behandelt und beleuchtet.

So ermuntert er einmal Christian noch von Gunzenhausen aus, er solle heiraten und fährt dann fort:

„Ich fange beinahe an, von den jungen gesunden Männern, die im Cölibat zufrieden fortleben, nicht recht viel zu halten, und ein Mann mit Weib und Kind scheint mir bei weitem reputierlicher, als so ein einschichtiger Schnapphahn. Besinne

Dich also, ob Du nicht Lust hast, die Welt mit verjüngten Ausgaben Deines vortrefflichen Ichs zu beschenken und wie ein König in dem Kreis Deiner Schöpfungen, wie ein Gott in seiner Welt vergnügt zu sein. Laß einmal jene ehrwürdige, aber tote Gesellschaft, welche Dich umgibt, der Gewalt des blühenden Lebens, wie sich's gebührt, ein wenig weichen. Suche nicht nach großem Verstand und ästhetischer Bildung — denn der Zauber des Weibes besteht in Anmut, Freundlichkeit und sittigem Wesen und es ist genug, wenn der Geist auf unserer Seite ist. Sprich einmal die Horen um ein schöneres Geschenk, als um Titel, Arbeiten und Rektorsszepter an, und erfahre ihre Geneigtheit, Dir auch das Bessere zu geben und Dir den Kranz des Lebens nicht nur aus Lorbeer, sondern auch aus Blumen zu winden. Greife mit froher Zuversicht in die Urne der ehestiftenden Juno, und sei gewiß, daß der Liebling der Musen und Grazien daraus keine Niete ziehen kann.

Ich für meinen Teil mache keine großen Ansprüche an die künftige Gefährtin meiner Tage, denn ich wünsche, daß man auch an mich keine solchen machen möge; ich weiß, daß das Schicksal, wie jener Menschenfresser dem Kind in der Fabel, nur desto weniger gibt, je mehr wir prätendieren, und daß der das Leben nicht kennt, der da meint, es gehöre viel dazu, um es sanft und leicht zu machen. Deswegen bin ich auch mit meiner Pfarre zufrieden und entsage den ehrgeizigen Entwürfen, die mich wohl sonst beschäftigt haben. Deswegen werde ich es auch mit einer Frau sein, die durch Sanftmut, Bescheidenheit und stille Häuslichkeit die ersten Pflichten des Weibes erfüllt und das Glück ihres Mannes zum Ziele ihrer Wünsche macht."

Auch noch im ersten Briefe aus Laubenzedel findet sich eine Stelle über dieses Thema.

„Ich für meinen Teil," sagt dort Bomhard, „erkenne

immer deutlicher, daß es in vielfältiger Beziehung, vorzüglich in Rücksicht der Herzensbildung, nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist; ich fühle es fern von aller Schwärmerei, daß dem Manne erst in einem liebenswürdigen Weibe die eigentliche milde Sonne aufgeht, die ihm Beruf und Leben, Haus und Welt verklärt, und seinem Dasein hohes Interesse gibt. Es fehlt uns, wenn auch nicht Sinn und Wille, doch Gelegenheit und Stoff zur häufigen Übung der größesten Tugenden, zur täglichen Erfüllung der edelsten Pflicht, so lang wir nicht im Hausstande, im Kreise der eigenen Familie, in einer kleinen Welt, deren Gott der Mann ist, leben.

Die Wände meines Hauses scheiden mich von der ganzen übrigen Welt, mit der ich eigentlich nur durch meinen öffentlichen Beruf zusammenhänge. Wie treu ich auch diesen erfülle, so nimmt er doch nur einen geringen Teil meines Wesens und Lebens in Auspruch, man ist immerhin bald genug damit fertig, und steht dann in gar vielen Stunden in einer großen Entfernung und Abgeschiedenheit von der ganzen Welt, die sich um uns nicht kümmert, und nach der auch wir bei aller Menschenliebe und bei allem Kosmopolitismus wahrhaftig nicht recht viel fragen. Nur die engere Welt des Hauses ist es, der wir ganz angehören, die unsern ganzen Verstand, unser ganzes Herz, unsere ganze Wirksamkeit, unsere ganze Bildung braucht, benutzt, erkennt, belohnt. Denn wenn wir den schönsten Lohn eines würdigen Thuns in uns selbst finden, so muß der nächstschönste, daß ich so sage — nicht in den ferneren, sondern in den näheren Kreisen um uns her zu finden sein, und alle Achtung, Liebe, Treue, Dankbarkeit, welche uns andere Menschen erweisen, gewährt uns nicht halb so viel Vergnügen und Zufriedenheit, als die, welche wir von unseren nächsten Verwandten, von Hausgenossen, von Weib und Kind empfangen.

Bei allem kann ich jetzt noch nicht darauf denken, mich zu verheiraten, und ich bin noch immer recht zufrieden, daß ich mich nicht bewegen ließ, Amt und Ehestand zu gleicher Zeit anzutreten. Die Ordnung fordert es, daß eines nach dem andern geschehe, und die Klugheit, daß eins durch das andere gehörig vorbereitet werde. Es ist billig, daß erst der Geist ordnend über der Tiefe schwebe, und die Wasser sich verlaufen, ehe Gras und Kraut aufgehen — billig, daß erst der Mann, so viel sich's heutigen Tags noch thun läßt, ein kleines Eden um sich schaffe, ehe die Frau aus seiner Seite hervorgeht. Eva würde mit Recht ein falsch Gesicht geschnitten haben und der Hausfriede zwischen ihr und Adam gewiß gleich von Grund aus vernichtet worden sein, wenn sie mit ihm ins Chaos, statt ins Paradies gesetzt worden wäre."

„Was Du," antwortete der Bruder darauf, „von Ergänzung und Vervollständigung des Seins schreibst, unterzeichne ich gewiß bereitwilliger, als Talleyrand die preußischen Noten auf dem Kongresse. Was Du aber von Veranstalten dazu durch Schaffung (oder Schöpfung?) eines kleinen Edens um unsere Person wieder ganz richtig bemerkest, das spreche ich im leisen Tone der Klage nach.

Wie denn, — frage ich, wenn dies nun gar nicht, oder zu späte zu stande kömmt? Soll man w a g e n, und dem G l ü c k e zutrauen, daß es das Versäumte etwa nachholen könnte? Dies beseligende, täuschende Zutrauen zu Fortunen hat man vom 18. bis zum 24. Jahre ohngefähr, in dieser Periode der vollendeten Täuschung. Nachher verliert sich 1) die gefällige Selbstliebe, die uns die Gunst des Geschickes zu verbürgen schien; 2) die Gewohnheit, andre nur meistens in Beziehung auf s i c h selbst, als liebend oder hassend, wohl- oder übelwollend zu nehmen (indem man sie, mit kleiner Ausnahme, g l e i c h- g ü l t i g findet!) und drittens dies, und viertens jenes, und

endlich überhaupt diese süße, um sich greifende, an sich reißende, Wirkliches und Eingebildetes festhaltende Lebenslust.

Aber, lieber Bruder, was haben wir doch schon über diesen Satz gesprochen, und wie viel, oder, wie wenig, läßt sich davon sprechen! Wie viel, wegen des allgemeinen Interesses der Sache, und ihrer mannigfaltigen Seiten; wie wenig, weil doch jeder auf seinem Standpunkt steht, sein Leben lebt, diesen und jenen Wunsch heiß und glühend, oder sehr temperiert im Busen trägt!" —

Beide Brüder mußten auch noch lange das Glück des eigenen Hausstandes entbehren. August führte erst 1824, als Diakon in Augsburg, ein Weib heim. Er hielt es, wie er sich einmal ausdrückte, für thöricht, einer geliebten Person den jungfräulichen Schleier zu nehmen und ihr dafür freundlich das Hungertuch zu bieten. —

Eine große, innere Zufriedenheit spricht übrigens aus allen Briefen jener Epoche. Bomhard fühlte sich ungemein wohl in dem neuen Wirkungskreise und sah alles im idealsten Lichte; denn er besaß einen besonders glücklichen Charakterzug, indem er es verstand, die Menschen und die Verhältnisse zu nehmen, wie sie eben waren, ja ihnen nicht selten ein schönes Gewand zu geben, welches ihnen in Wirklichkeit nicht eigen war.

„Wenn ich hier," sagt er einmal, „eine Einnahme von tausend Gulden hätte, so würde ich wohl in meinem Leben nicht wieder weg verlangen.

Meine freundliche Wohnung wird mir täglich lieber. Meine Bauern preisen sich glücklich, einen so lehrhaften Pfarrherrn zu haben, und stehen mir mit Gut und Blut zu Diensten. Mein Schullehrer ist ein Mann, nach welchem sich der Schullehrer, wie er sein soll, schildern ließe. Meine Amtsarbeiten übersteigen meine Kräfte nicht, die, bei meiner bisherigen Art zu arbeiten, so manchem andern, mit Geschäften überhäuften

geistlichen Amte wirklich nicht gewachsen sein würden. Meine schöne Kirche ist nicht groß und erlaubt mir Schonung meiner Brust. Meine Vorgesetzten, Dekan, Schulinspektor und Landrichter, sind sehr wackere Männer. Meine Gegend ist reizend; meine Nachbarschaft zeigt mir Freunde; von unseren Eltern kann ich sehr wohl Nachrichten bekommen, sie oft besuchen. Wie viel, was selten einem Menschen zu teil wird — welch ein Zusammenfluß prächtiger Dinge! Dabei zeigt sich von ferne die Möglichkeit, meine Pfarrei zu verbessern. Wenn dies eines Tages geschehen könnte, so würde ich wahrscheinlich jedes ehrgeizigen Planes vergessen und mir den großen Birnbaum auf meinem Kirchhofe zum Grabmal erkiesen.

Du siehst, wenn Cincinnatus Pastor in irgend einem Laubenzedel war, so war es kein Verdienst für ihn, daß er Rom verachtete."

In Laubenzedels stiller, weltentrückter Einsamkeit entwickelte sich denn auch Bomhards eigenartiges Wesen zum vollen Abschluß, und vor allem erfaßte ihn hier mit großer Gewalt die Überzeugung von der hohen, heiligen Aufgabe des Predigtamtes.

Beinahe wäre aber sein Genie, vor er zu dieser Überzeugung durchgedrungen, auf eine Sandbank gelaufen, an der schon manches bedeutende Rednertalent gescheitert ist. Er gedachte nämlich nach seinem Scheiden von Gundelsheim, sich's nun mit dem Ausarbeiten seiner Predigten bequem zu machen, da er ja den Vater nicht mehr als Zuhörer zu scheuen hatte, und verlegte sich aufs Extemporieren. Nicht lange — dann schämte er sich seiner Bequemlichkeit und sagte sich, daß er Zeit genug zur Vorbereitung, und seine Gemeinde ein Recht habe, das beste von ihm zu fordern, was er bieten könne. Von diesem Augenblick an arbeitete er dann auch jede Predigt aufs sorgfältigste aus, und sein außergewöhnliches Gedächtnis

machte ihm das Memorieren so leicht, daß er nie länger als eine Stunde dazu brauchte.

Dieses glückliche Gedächtnis verließ ihn nicht bis in seine spätesten Jahre. Mit Staunen erfüllte es einst seine Freunde, als er, angeregt durch eine Wette, eine ganze Nummer des Nürnberger Korrespondenten innerhalb einer Stunde von Anfang bis zum Ende mit allen Annoncen auswendig lernte und frei hersagte, und mit Hochgenuß rezitierte er noch im Greisenalter, in gesunden und kranken Tagen, aus den in der Jugend gesammelten Schätzen ganze Gesänge Homers, ganze Chorlieder aus den Tragikern.

Ein hervorragender Zug Bomhards war die klare Kenntnis seiner selbst. Wir werden unten sehen, wie scharf und richtig er sich einmal seinem Bruder gegenüber charakterisiert hat. Seiner Fehler war er sich vollbewußt, erkannte aber auf der anderen Seite sehr genau, welches die ihm gegebenen Pfunde waren.

So sah er in sich den geborenen Kanzelredner, nichts aber lag ihm ferner, als deshalb ein ungerechtes Urteil an andere zu legen, die nicht mit den gleichen Gaben ausgerüstet waren.

„Ich habe oft," sagt er einmal, „von der Predigtkunst die Bemerkung gemacht, daß wir, durch lange Gewohnheit von Kind auf damit versehen, einen großen Maßstab für dergleichen Geistesprodukte in uns tragen, der, an die meisten gelegt, auf allen Seiten zu weit darüber hinausragt, als daß wir so leicht einige Befriedigung finden könnten.

Ich sehe mit Verwunderung bei einem prüfenden Blick über das Heer geistlicher Redner, wie geringfügig die meisten erscheinen, und wie viel leichter es beinahe in jedem andern Fach ist, Talent zu entwickeln, als in diesem. Man verüble es uns nicht so sehr, wenn so viele von uns sich nicht über das Mittelmäßige erheben; es gehört die glücklichste Disposition

des Geistes und des Schicksals von Jugend auf dazu, um es in diesem Fach je bedeutend weiter zu bringen.

Wenn es mir, wie einige glauben, von Zeit zu Zeit gelingt, etwas hervorzubringen, was zu dem besseren gehören mag, so verdanke ich das nicht so sehr guten natürlichen Anlagen, gelehrten Kenntnissen und klassischer Bildung, als dem großen Muster eines gediegenen, vollendeten Predigers, das mir von Kind auf vor Augen war und mich mit ruhiger und sicherer Gewalt nach sich zog, und unserer religiösen Erziehung, die den frivolen Geist der Zeit so weit von uns entfernt hielt. Aber wie wenigen gibt solches das Schicksal!"

Dann fährt er in demselben Briefe — er ist an den Bruder gerichtet — fort und schildert mit glühenden Worten die heilige Mission des geistlichen Redners:

„Ich liebe nichts mehr, als Reden. Der Mann, der vor einer großen Versammlung auftritt und sie von Amts und Staats und Pflicht wegen anredet, hat so etwas männliches und freies. Hier führen wir, sonst mit so geringer Gewalt Ausgerüstete, ein Schwert, das wir so scharf machen und so tief stoßen können, als uns beliebt, und das, gehörig gehandhabt, seine Wirkung nicht verfehlt. Hier greifen wir so frisch den Verstand und das Herz anderer an, und machen, wenn wir unser Wort verstehen und unsere Völker gehörig ins Treffen führen, eine schönere Eroberung als der, welcher Dörfer und Städte seiner Herrschaft unterwirft. Hier konzentriert sich die ganze Kraft, welche Erziehung, Bildung, Schicksal, Herz, Genius uns in die Brust gelegt hat, und wirft durch starke Blitze Vorurteil, Thorheit und Sünde ohne Rettung zu Boden. Hier dehnt sich unser sonst so kleiner Wirkungskreis ins Unermeßliche aus und auf unbekannten Pfaden wandelt unser geflügeltes Wort hinab zu fernen Geschlechtern, — das Unendliche ist sein Ziel, und die Ewigkeit sein Widerhall."

Geistige Veranlagung von der Art, wie sie Bomhard hatte, drängt von selbst zur Schriftstellerei.

Einem bedeutenden Ansatz dazu begegnen wir auch in jener Periode, und fast möchte man bedauern, daß die äußeren Umstände ihn bald in andere Bahnen drängten. Hätte er im reiferen Mannesalter wieder zur Feder gegriffen, dann wäre auch sicher das kleine Erstlingswerkchen, welches er damals mit seinem Bruder verfaßte, nicht im Meere der Literatur versunken, wo es heute fast ganz vergessen, allerdings als eine schöne Perle, vergraben liegt. Es ist das „Symposion", oder, wie es mit seinem ganzen Titel heißt, „Von der Würde der weiblichen Natur und Bestimmung". Sein Inhalt ist kurz folgender:

An einem schönen Sommerabende sitzt ein kleiner Zirkel fröhlicher, herzlich befreundeter Menschen in der Laube beisammen. Zu ihnen tritt unvermutet ein Freund, der eben aus fernen Landen vom Hochzeitsfeste eines gemeinsamen Jugendgenossen zurückkommt. Gerne folgt er der Aufforderung, seine Erlebnisse zum besten zu geben, deren Mittelpunkt natürlich die glänzende Festfeier bildete.

Nach einer gemütvollen Erzählung von dem Wiedersehen mit dem Gefährten der Jugend, nach einer schönen Schilderung der Feierlichkeiten führt er seine Zuhörer in ein trauliches Zimmer des Hochzeitshauses.

Um die dampfenden Punschterrine haben sich, getrennt von der großen Schar der Gäste, die intimsten Freunde mit dem Bräutigam niedergelassen; sie wollen hier in trauter Vereinigung, da die meisten von ihnen schon am nächsten Morgen wieder scheiden müssen, nach altgewohnter Weise mit einander trinken, — aber nicht bloß trinken wie Hellenen, sondern auch wie Hellenen sprechen.

Ein Thema wird aufgeworfen — was liegt näher, als

dem Weibe eine Lobrede zu halten! Aus einem leeren Pokal springen die Lose, welche die Reihenfolge bestimmen, und das Symposion beginnt.

Um es in seiner ganzen Eigenartigkeit recht würdigen zu können, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß es einerseits griechischen Vorbildern entnommen wurde, andererseits aber doch wieder ganz und gar ein Kind seiner Zeit ist. Die Form der einzelnen Reden ist vollendet schön; man möchte vielleicht nur das eine daran auszusetzen haben, daß infolge eines bewußten Anlehnens an die Symposien des Altertums absichtliche Gräcismen eingestreut sind, die uns im deutschen Kleide etwas fremd ansehen. Der Inhalt ist reich und tief. Durch die Rede des Spötters, der mit liebenswürdigem Humor die Reihe beginnt, und die Dithyrambe des begeisterten Jünglings, der von seiner Geliebten erzählt und von seinem Glücke, durch das Bild, das der gereifte Ehemann mit innigen Farben von seinem Hause zeichnet, und das Urteil des ernsten Pädagogen, der in der Frau die erste Erzieherin des Kindes verherrlicht, durch das scharfe Wort, welches den egoistischen Hagestolz geißelt, und die mächtige Rede des Greises, der unvermerkt unter die Jugend getreten, zieht ein idealer Hauch ritterlicher Minne, und wenn wir das Büchlein aus der Hand legen, so geht's uns wie jener Gesellschaft in der Laube nach dem Reiseberichte des Freundes — wir sind ernst geworden.

Das Symposion fand eine gute Aufnahme von seite der Kritik und des Publikums, machte seinen Autoren große Vaterfreuden und erlebte drei Auflagen. Die „Elegante Zeitung" urteilte, es sei geschmackvoll, ideenreich, vortrefflich, ein Verdienst um die gebildete Jugend.

Zu entscheiden, wer von den Brüdern diese, wer jene Rede geschrieben, ist heute ebensowenig möglich wie damals; es erscheint eben völlig aus einem Geiste geboren.

August bereitete dieses erste Hervortreten in die Öffentlichkeit großes Vergnügen. „Das Autorwesen“, schreibt er an den Bruder, „mag Ähnliches mit der Sünde haben — nur die ersten Schritte geschehen mit Zögern, Furcht und Scham, nicht ohne innern Kampf und manche gerechte Besorgnis; bald aber dollt man ungeniert fort auf der einmal gebrochenen Bahn und wundert sich selbst über seine anfängliche Ängstlichkeit und der Fuchs von Schriftsteller überzeugt sich bald, daß der Löwe des Publikums nicht so grimmig sei, als ihm beim ersten Anblick geschienen hatte“.

Die dritte Auflage wurde 26 Jahre nach dem ersten Erscheinen auf Wunsch des Verlegers veranstaltet. August bemerkte in einer Vorrede dazu, die Verfasser hätten das Büchlein lieber der Vergessenheit übergeben, da sie seine Mängel deutlich erkennen. Doch beruhigen sie sich mit dem Bewußtsein, daß es auch manche edle, beherzigenswerte Wahrheit ausspreche, und daß jedenfalls der Ton des Ganzen für den Sinn der Verfasser Zeugnis gebe.

Späterhin übersetzte August die Athalia von Racine und den Jugurtha des Sallust. Damit schließt seine außertheologische schriftstellerische Thätigkeit, das Amtsleben mit seinen immer mehr sich steigernden Anforderungen verbot solche von selbst. Das bedeutendste Werk seines Lebens, ein starker Band Predigten, und eine kleine Anzahl von Beichtreden gehören in eine andere Periode und entstammen unmittelbar dem Boden des praktischen Amtes. Ich werde weiter unten darauf zurückkommen.

Eine der stärksten Seiten Bomhards war seine Lehrgabe, ein Erbe seines Vaters. Doch nahm er sich anfangs gerade den Kinderunterricht sehr schwer; in einer charakteristischen Briefstelle klagt er einmal dem Bruder das Resultat seiner Erfahrungen auf diesem Gebiete.

„Etwas Verdrießliches“, heißt es da, „hatte für mich

bisher auch der tägliche Unterricht der Katechumenen; ich tauge nicht zum Unterricht der Jugend und würde auf einer Schulstelle ohne Zweifel bald zu Grunde gehen. Ich strafe die Dummheit anderer immer an mir selbst durch geheimen Grimm und stille Ärgernis. Thöricht, aber ich kann es nicht ändern. Ich habe hier einige vortreffliche Kinder zu unterrichten, aber auch einige von merkwürdiger Dummheit. Man hat gut reden von dem großen Einfluß eines geschickten Schullehrers und Geistlichen auf Verstand und Sitten der ihnen Untergebenen, und es lieset sich gut, was davon in manchen hübschen Büchern steht. Wo die Natur ihre Schuldigkeit gethan hat, da ist freilich dieser Einfluß groß — aber aus solchen würden auch ganz wackere Leute werden bei der mittelmäßigsten Nachhilfe. Und wo die Natur böse ist, da läßt sie sich durch die gegeschicktesten Lehrer ebensowenig, als durch die Ofengabel hinausjagen. Man höre endlich einmal auf, immer von den Lehrern zu fordern, was nur der Genius zu geben im stande ist."

Ruhig floß des Pfarrherrn Leben auf dem einsamen Dörflein dahin, ein Bild inneren und äußeren Friedens. Nur ganz vereinzelt finden sich in dem schriftlichen Gedankenaustausche der Brüder Stellen, welche sich auf die politischen Ereignisse jener bewegten Zeit beziehen. So spricht er dem Bruder gegenüber nach der Abdankung Napoleons in begeisterten Worten von dieser „herrlichen Wiederholung der Herzenserquickung von 1813 und 14" und nennt sie frohlockend den hoffentlich letzten, aber auch pompösesten Akt in dem schrecklichen Trauerspiele, vor dessen schauervoller Bühne sie nun beinahe seit ihrer Geburt säßen. Das Vertrauen seiner Gemeinde hatte Bomhard bald im hohen Grade gewonnen, es zu festigen, gab ihm das Mißjahr 1816 reichlich Gelegenheit, indem er seinen Pächtern die Hälfte des Zinses nachließ. Auch hatte er von seinem Vater gelernt, was mit den Stolgebühren

der Armen zu thun sei, und machte es nicht wie ein reicher Geistlicher in seiner Nachbarschaft, der auf die Bitte eines armen Mannes, ihm eine Taufgebühr zu erlassen, sagte: „Lieber Mann, das ist mein Wagen und Pflug, da kann ich nichts nachlassen!“

Einen regen Verkehr unterhielt er mit dem Elternhause; alte und neue Freunde traf und gewann er im Gunzenhauser Kasino. Schon früher hatte sich zwischen den Brüdern Bomhard und dem nachmaligen Rektor an der Lateinschule zu Weißenburg, dem edlen Rohmer, und seiner trefflichen Gattin ein intimes Freundschaftsverhältnis entwickelt. Leider war jenem ein vorzeitiger Tod beschieden.

Feste von besonderer Bedeutung im Leben eines Landgeistlichen bilden vor allem die Synodalversammlungen. Ein prächtiges, schalkhaftes Bild von dem Treiben bei einer solchen Zusammenkunft in Gunzenhausen gibt uns ein Brief Augusts an den Bruder. Er möge hier Platz finden; der schöne Schluß scheint mir vorzüglich geeignet, die Schilderung des nun alternden Vaters in Gundelsheim zu vervollständigen. Der zweite Teil des Tages war herangekommen; er wird folgendermaßen beschrieben:

„Nachdem der Geist seine gehörige Atzung empfangen, wendete sich der äußerliche Mensch verlangensvoll zu des Wirtes gästeempfangender Tafel, und hier sah man nun die geistlichen Herren, die kurz vorher im schwarzen Ornat und feierlich stillen Konsessus „Fleisch- und Blut- und Leidenlose fast den Göttern zu vergleichen“ geschienen hatten, jetzt plötzlich mit glänzendem Auge als das Volk der Faiaken in langer Reihe die Hände erheben zum lecker bereiteten Mahle, und schnalzen wie Fische, die vom Trocknen noch lebendig zurückkehren ins nasse Element. Es saßen auch Herren vom Wehrstand hier friedlich unter dem Lehrstand und man konnte zwischen Suppe und Rindfleisch er-

bauliche Betrachtungen anstellen über die alte ehrliche Natur, die ihre Kinder, sie mögen sich in eine schwarze oder blaue Uniform stecken und ihre Häupter mit Perücken oder mit Kasketts verhüllen, alle zu Brot gewöhnt hat und allen ewig gleiche Wünsche ins Herz und in den Magen gepflanzt hat.

Das Präsidium am Tische führte ein Paar, würdig ebenso an Zeus' Tafel zu sitzen, der Distrikts-Inspektor W. mit seiner Frau, — er unter wohlbeleibten Männern der stattlichsten einer, sie unter lieblich lächelnden Frauen die holdeste.

Nach dem Essen gings ins Kasino. Hier war nun das Merkwürdigste — *τι φης;* — unser lieber Vater! Dieser war des Morgens in aller Frühe, indem er das Gunzenhäuser Kapitel mit seinen gewöhnlichen Zauberformeln floccifizierte, ganz vergnügt hinten um die Stadt weggefahren, um Bruder Christoph in Windsbach abzuholen, nicht wissend, daß dieser Tags vorher zu mir gekommen war und ganz wohlbehalten nebst mir schon in Gunzenhausen saß, als der *σχετλιος γεραιος* seine schnellfüßigen Rosse hinten vorbeitrieb. Er freute sich indessen der guten Stadt Windsbach, sie nach mehr als 30 Jahren wieder begrüßend, und kam dann nachmittags sehr heiter in unser Kasino, allen ein Wunder zu schauen. ‚Da hätte nun einer, der von fern zugesehen und beobachtet, sagen müssen, es sei etwas Königliches um die Weisheit . . ., denn zuerst wie ein Licht, das in dunkler Nacht erscheint, zieht sie aller Augen auf sich ꝛc.‘, es war mir ein erfreulicher Anblick zu sehen, wie unser alter Herr überall geehrt wird. Alles drängte sich herbei, ihm seine Hochachtung zu bezeugen, — die artigsten Damen umringten ihn und sagten ihm schöne Dinge, junge Leute, Männer und Frauenzimmer, kamen verwunderungsvoll und neugierig heran, den ehrwürdigen Hirten des Volks zu sehen, dem in seiner stillen Verborgenheit Genie, Gelehrsamkeit, Arbeitsamkeit, Berufstreue, Kindererziehung, alte

Tugend und Religion längst den verdienten Lorbeerkranz auf die grauen Locken gesetzt hat. Gewiß, es war artig zu sehen, wie seine vier Töchter festlich geschmückt waren unter den Reihen der Tanzenden, drei seiner Söhne umstanden ihn und warteten auf seine Befehle. Wie reich und groß stand der Mann da, der in Dürftigkeit und unter schweren Sorgen ergraut ist, — wie schön feiert endlich der Genius seinen Triumph über die Anfechtungen des äußerlichen Lebens! Wenn ich wünsche, daß Du und ich etwas Bedeutendes an Ehre vor der Welt erwerben möchten, so ist es in der That mehr, um auf sein Haupt neue Strahlen zu versammeln, als um unser selbst willen."

Manchmal aber mutet es den Leser an, als wetterleuchte schon der Kampf der kommenden Tage aus den Briefen jenes Lebensabschnittes.

Ist doch nichts erklärlicher, als daß in faulen Zeiten eine so felsenfeste religiöse Überzeugung, wie sie in Bomhard gepaart mit vollbewußter Kraft des Wortes lebte, von selbst zum Kampfe drängt. „Ich fühle immer mehr", schreibt er an seinen Bruder, „den Wunsch und die Notwendigkeit, mich aus einem Mitgliede der leidenden in einen Kämpfer der streitenden Kirche umzusetzen und einmal gegen die Masse ihrer Gegner einen Feldzug zu machen."

Ihm lagen in der Bibel die starken Wurzeln jeglichen Einflusses eines christlichen Predigers, und die Bibel allein machte er auch zur Basis seines Urteils über fremde Leistungen. „Es ist unmöglich", sagt er ein andermal, „daß ein tüchtiger Mann auf der Kanzel je sein Publikum verliert — *ἀναγκη* steht ihm zur Seite und beschwört die Geister durch sein Wort. Aber den Geist, der vor Jahrtausenden im Sturm und Feuer erschien und sich die widerstrebende Menschheit unterwarf, muß er aus der Bibel hervorbannen in seiner Kraft und Herrlich-

keit, so wird es auch heute nicht fehlen an Zeichen und Wundern. Das armselige Irrlicht fleischlicher Weisheit, hervorgekrochen aus dem Sumpf menschlicher Eitelkeit, Meinung, Vielwisserei, Beschränktheit, Kurzsichtigkeit und Schwachheit, führt den großen Haufen in dürre Stätten, wo er Ruhe sucht und ihrer nicht findet, und erfüllt den tieferen Menschen mit Verachtung und Verdruß."

Und wieder einmal schrieb er: „Ich kenne kein seligeres Gefühl, als das Bewußtsein des Mannes, daß das Schwert des Geistes in seiner Hand schneidet und nicht rostet, bis daß es scheide Mark und Bein, Leib und Seele, und so die schweren Fesseln des unsterblichen Erdenfremdlings zerbreche.

Das verherrlicht den geistlichen Redner — das verherrlichet ihn, daß göttliche Waffen ihn schmücken, daß er mit himmlischer Kraft irdische Thaten vollbringt. Ach, warum wissen sie so wenige nur ein wenig geschickt zu führen? warum begeben sich so viele thörichter Weise freiwillig der furchtbaren Rüstung, die schon jener gigantische Kämpfer fürs Reich Gottes, Paulus, mit so genialen Worten seinen Nachfolgern empfohlen hat, und nehmen, statt den Harnisch Gottes umzuschnallen, ein elendes Wamms, von Menschenhänden zusammengeflickt, statt den Helm des Heils aufs Haupt zu setzen, den Hut der Philosophie, den jeder Wind ihnen vom Kopfe reißt, statt den Schild des Glaubens zu ergreifen, das Torturhemd des Unglaubens, dessen Stacheln ihnen das eigene Herz durchbohren, statt das Schwert des Geistes zu schwingen, welches ist das Wort Gottes, den bloßen Hasenfuß der Moral."

Aber wie Bomhards ganze Gemütsanlage ihn immer die hellen Seiten im Leben finden ließ, wie er sich an jeder Blume freuen konnte, wie er dankbar „jedes liebliche kleine Kind in seiner stillen Herrlichkeit als einen Beweis von der sich ewig wieder reinigenden und zum Bessern und Besten

strebenden menschlichen Natur" erkannte, so hoffte er auch fest auf eine innere Umgestaltung seiner Kirche.

Mit der frohen Überzeugung, daß das jüngere Geschlecht, unaufhaltsam von der Macht des lautwerdenden Bedürfnisses getrieben, nunmehr einen andern bessern Weg einschlagen und seinen vorigen Wegweisern den Fluch geben werde, feierte er im Jahre 1817 den nachmals so bedeutsam gewordenen 3. Säkulartag der Reformation.

„Der unsaubere Geist des Protestantismus gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, sagte er, hat dürre Stätten genug durchwandert, ohne Heil und Ruhe zu finden — er kehrt gesäubert und gewitzigt wieder in sein Haus, daraus er töricht gewichen ist, und dann wird's bald besser um ihn stehen."

Sein eigenes Glaubensbekenntnis legte er einmal in einem Briefe, aus Laubenzedel an den Bruder gerichtet, nieder. Er erzählte von der Synodalpredigt eines Geistlichen, welche den Text „ein Jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war" zum Thema hatte. Unter allen Zuhörern habe nur er und Bruder Heinrich sich an der Auffassung jenes Predigers, daß unser Glauben, Lieben und Hoffen dem Glauben, der Liebe, dem Hoffen Jesu gleich sein soll, gestoßen. Und das gefiel ihm nicht; „denn", sagte er, „der schwache, fehlerhafte und sinnliche Mensch bedarf eines andern Glaubens, als der Glaube Jesu war, und wenn schon dieser sein heiliges Antlitz geradezu nach dem Strahlenlichte der Gottheit wenden konnte, so können dennoch wir das blöde Auge mit vollkommener Liebe und Freude nur nach ihrem milden Abglanz in Christo kehren, und dieser sanfte Mond ist uns gegeben zur Erleuchtung der irdischen Nächte. Man muß wissen, aus Erfahrung, was allein dem richtig fühlenden und religiös ahnenden Volke Wirkung thut, und man muß selbst empfunden haben, was allein dem Bedürfnis des Herzens entspricht, um überzeugt zu sein.

daß leeres Stroh gedroschen wird, sobald beim religiösen Vortrag die holde und erhabene Person des Mittlers ihrer überirdischen Majestät entkleidet wird, und ein kaltes, tötendes Moralgesetz den Glauben und die Liebe zu dem Gottmenschen ersetzen soll. Ich weiß nicht, was für ein belebender und erwärmender Geist sofort den ganzen Vortrag durchglüht und göttlich ruhig, sicher, wohlwollend und edel zu jedem Herzen spricht, sobald nur da und dort die Herrlichkeit des Erlösers darin durchblitzt und der kleine Mensch gezwungen wird, hinanzublicken an dieser prachtvollen, und allerdings in ein Geheimnis, aber in ein reizendes, kündlich großes und gottseliges Geheimnis gehüllten Erscheinung. Das also ist das belebende Prinzip, welches ich in jeder christlichen Predigt finden will, und wo es fehlt, da höre ich, wie vortrefflich auch alles sei, keine Predigt, sondern was Du sonst dem Ding für einen Namen geben willst. Es ist das Gebrechen unserer Zeit und das Vorherrschen des ungeweihten Verstandes, der fleischlichen Weisheit, der alles klar wie Klösbrühe haben will, und vor jeder großen Idee, die, wie Wetterwolken, ihre Blitze, aber auch ihre Dunkelheiten hat, furchtsam zurückbebt."

Trotz dieser herben Urteile leuchtet aber wieder allenthalben Bomhards große Bescheidenheit hervor, sowie es sich um die eigene Person handelt.

„Ich mußte lächeln, lieber Bruder", schrieb er einmal, „als Du mir in Deinem letzten Brief das Kompliment machtest, ich sei Meister in meinem Fach. Es gibt nichts, welches dieses Hochgefühl weniger in dem Menschen aufkommen ließe, als unser Beruf. Da er uns immer zu der Beschäftigung mit dem Höchsten in der Welt nötiget, so macht er uns nur immer deutlicher die Tiefe sichtbar, in welcher wir stehen, und weil er die vollendetste Größe des Geistes und des Herzens zu seiner tüchtigen Verwaltung erfordert, so können keinen

Menschen auf Erden die Mängel seines intellektuellen und moralischen Wesens so oft und so sehr mit dem Gefühl der halben Verzweiflung quälen, als den christlichen Prediger. — —"

Früher schon hatte er bekannt: „Vom Anfang meiner homiletischen Laufbahn an habe ich mich von der Größe, Wichtigkeit und Schönheit meines Berufes durchdrungen gefühlt, habe mir bald ein Ideal gebildet, welchem ich lebenslang zustreben will, ging niemals mit Leichtsinn, sondern allemal mit Gebet, mit Furcht und Zittern an meine Arbeit, und sagte nie in meinen Vorträgen ein Wort, welches nicht aus der Fülle meiner eigenen Überzeugung geboren war. Diese Dinge geben auch mäßigen Talenten viel Gewicht und machen sich dem Zuhörer auf eine angenehme Weise bemerkbar, weshalb ich denn allerdings oft mit großer Freudigkeit auf meiner Kanzel stand, wenn ich auch vorher nicht selten niedergeschlagen und betrübt über mein Unvermögen war, an die größesten Gegenstände einen nur einigermaßen würdigen Maßstab zu legen." —

Höhepunkte in Augusts Landleben waren immer die Ferienbesuche Christians.

„Unter allen, die auf Kuhleder treten, ist kein Gast in meinem Hause willkommener, als Du" redet er ihn einmal an.

„Verlaß", heißt es in den Septembertagen 1815, „verlaß Rothenburgs thauige Hügel und der Tauber fruchttragende Thäler. Es ruhe eine Zeitlang Dein Bakul müßig in der Halle, und Friede sei mit den Buckeln der Jugend! Spielet ruhig, ihr Söhne der Tauber, keine blasse Furcht scheuche den fröhlichen Reigen — euer Schrecken ist nicht bei euch, der Held ging zu andern Hügeln. Die Liebe rief und die Sehnsucht faßte seine mächtige Seele; er ging und die Tochter der Altmühl gewann sein Herz. Mild kehrt er dann wieder zu dem leuchtenden Strome, sanft wie der stille Strahl, wenn

der zürnende Geist dahin ist in seinem Windstoß, und vorüber sind die Stürme der Haide."

Und wieder: „Deine Ferien stehen von einem halben Jahre zum andern als lichte Ziel- und Hoffnungspunkte in der einförmig-herdämmernden Zukunft meines Lebens. Es gibt doch nun einmal nichts Interessantes in diesem kahlen Leben als Menschen, und auch unter diesen sind derer, die mit ihrem Leben und Wesen in das unsrige verwachsen sind, so wenige, daß man oft lange Zeit mitten unter seinen Mitsprechern und Nebensassen auf dem Isolierstuhl steht, aber keiner tritt zu uns, dessen Berührung elektrische Funken aus uns zöge. Besonders wer seine Tage in dem einsamen Dorfe verlebt und gewohnt ist, täglich Menschen zu sehen und mit ihnen zu thun zu haben, an denen sein intellektuelles Wesen wenig Anteil nimmt und zu denen er über eine weite Kluft hinüber spricht, der kriecht immer tiefer in sein enges Haus zurück, und streckt seine Fühlhörner mit Sehnsucht nach befreundeten Gegenständen aus. Das feinste Öl, welches wir in das Lebens- und Freudenlämpchen unseres Geistes gießen können, und bei welchem das Flämmchen unfehlbar heller flackern muß, ist doch der lebendige Umgang mit denen, welche Natur und Genius zu unsern Freunden schuf."

Mächtig wurde Bomhards weiches Gemüt erschüttert durch zwei Todesfälle, die zu Schluß des Jahres 1816 und zu Anfang 1817 den Geschwisterkreis lichteten. Schon der erste traf ihn sehr schwer. Sein gesunder, von Kraft strotzender Bruder Christof erkrankte an der Schwindsucht und starb in seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahre.

„Man heftet innigere Blicke auf diejenigen — so lesen wir darüber in einem Schreiben an den Bruder nach Ansbach — die uns noch übrig bleiben, wenn einer unserer Geliebten weggegangen ist, und rückt näher zusammen, wenn der Tod

Lücken in die Glieder reißt. Ach, guter Bruder, wir haben traurige Tage gehabt! Aber wir alle gehören gottlob nicht zu denen, welche das Schicksal guter Entschlafener für beklagenswert halten, sollten sie auch in der Blüte ihrer Jahre mitten aus dem noch schönen Leben geschieden sein; wir betrüben uns nur darüber, daß unser eignes Leben einsamer wird und daß wir eines unserer lieben Reisegefährten entbehren müssen. — — — Wer von unserer zahlreichen, so innig durch Liebe verbundenen Familie am längsten lebt, dem werden der bittern Erfahrungen und Thränen viele werden, der wird sich endlich herzlich sehnen nach der Stadt Gottes, aus welcher so viele geliebte Bürger ihm winken. Unser Christof war 26 Jahre lang die Freude der Seinigen — wenige Monate ihr Kummer. Freuen wir uns jetzt auf sein Wiedersehen und hoffen wir darauf mit fester Zuversicht. Sie ist zu natürlich, diese Hoffnung, zu notwendig, zu gerecht und schön, zu tief uns eingepflanzt, als daß der Geist sich ihr nicht überlassen sollte. Der hat nie geliebt, der nie den Schmerz der Trennung erfahren, der sie nicht im stillen Grund seines Herzens findet, und, von ihrem Dasein überzeugt, keines andern Beweises für ihre Wahrheit bedarf."

Kaum zwei Monate vergingen, als man zu dem Bruder den erst elf Jahre alten Ernst in die Erde bettete, und wieder teilte August seinem Christian den Todesfall mit ergreifenden Worten mit. „Nichts", schrieb er, „ist bei der Hinfälligkeit und Erdenflüchtigkeit unserer Lieben beruhigender für uns, als das Gefühl unserer eigenen, welche uns erlaubt, bald genug ihr Schicksal, mit dem wir im Leben das unserige so gerne verbunden sahen, auch im Tode zu teilen.

Noch sehe ich unsern lieben Ernst, wie er vor wenigen Monaten mit dem bittersten Schmerz und mit tausend Thränen an Christofs Grabe stand; jetzt ruht er neben ihm und seine

schöne Seele hat hoffentlich die geliebte Bruderseele wieder gefunden in besseren Wohnungen.

Mag der Strom der Zeit uns auch einige Schritte weiter führen als diejenigen, welche vor uns ans Land gestiegen sind — er wirft uns bald an dasselbe Gestade. Im Tode selbst muß man den größesten Trost gegen den Tod suchen; eine von zahllosem Verhängnis bedrohte und durchstürmte Welt zeigt dem ernsten Beobachter nichts Schöneres als die Pforte, durch welche man sie verläßt.

Deute mir's nicht übel, wenn es mir unmöglich ist, noch von andern Dingen zu sprechen. Ich nehme an nichts auf Erden so sehr teil, als an dem, was unsere Familie betrifft, und wenn dieses etwas Trauriges ist, an allem Übrigen gar nicht. Ich sehe trübgestimmt und verachtend in eine Welt, in welcher gerade das, was wir am meisten lieben, den meisten Gefahren ausgesetzt und dem Gesetz der Vergänglichkeit am willkürlichsten unterworfen ist. Man hat gut sprechen von so manchem, was der weise Mensch dem Schicksal entgegensetzen muß; ich finde, daß ihm eigentlich nichts entgegengesetzt werden kann, als die Zeit, und daß auch diese nur deswegen unsere alten Wunden heilt, um uns sofort neue zu schlagen.

Es mag indes sein, daß nur diejenigen den rechten Standpunkt in diesem Leben behaupten, die durch harte Erfahrungen, wie durch Erdbeben, aus der Tiefe gemeiner Ansichten, Wünsche und Bestrebungen erhoben worden sind, und daß die Bestimmung der Menschheit erhabener und verklärter erscheint, durch das Prisma der Thränen betrachtet."

Und wer möchte bezweifeln, daß der Geistliche in seinem Amte als Tröster der Leidtragenden und als Wegweiser auf dunklen Pfaden erst dann den wahren Trost zu spenden, die aufrichtende Hoffnung zu erwecken vermag, wenn er eben selbst

durch die Trübsal gegangen ist und des Lebens Bitterkeit gekostet hat?

Auch Pfarrhaus Gundelsheim hörte in den nächsten Jahren auf, der Mittelpunkt des Geschlechtes zu sein. Christian schreibt über die letzten Jahre des alternden Vaters wie folgt: „Lichtblicke in der Abenddämmerung seines Lebens waren die Heirat seiner Mina mit dem Rentbeamten Braun in Gunzenhausen, die Erscheinung eines Enkels aus dieser Ehe, die Beförderung Christians zum Professor am Ansbacher Gymnasium, Heinrichs zum Pfarrer in Offenbau und dessen Ehebund mit der Tochter ebendieses Schwiegersohnes, des Rentbeamten Braun, und zuletzt noch die Heirat Christians. So erfreulich seinem Vaterherzen diese Ereignisse waren, so drückte ihn doch noch die Sorge um das Schicksal seiner Töchter. Doch seine Gebete für sie sind von Gott erhört worden; alle drei wurden bald nach des Vaters Tode an sehr brave Männer verheiratet, Augusta an den Pfarrer und nachmaligen Dekan Dietlen, Ernestina an den Patrimonialrichter und nachmaligen Hofrat Bandel, Julie an den Pfarrer Sperl.

Im Jahre 1821, nachdem er am 18. Sonntage nach Trinitatis seine letzte Predigt gehalten hatte, erfolgte des lieben Vaters Erkrankung durch Entkräftung und Brustwassersucht. Lange dauerte der Leidenszustand, der mit harten Beschwerden und schlaflosen Nächten verbunden war. Er trug sein Schicksal, das durch die sorgsamste Pflege der Gattin und die innige Teilnahme der Seinigen möglichst erleichtert wurde, mit christlicher Fassung und Standhaftigkeit und sah seiner Auflösung entgegen ohne den Wunsch nach Wiedergenesung und längerem Leben, voll Sehnsucht nach der Ruhe, die den Frommen verheißen ist.

In den letzten Tagen trat bedeutende Erleichterung ein, weil die Reaktion der Lebenskräfte allmählich aufhörte. Leicht

und sanft entschlief er am 30. März 1822, vormittags zwischen 9 und 10 Uhr."

„Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, denn ihre Werke folgen ihnen nach.

So lange unser irdisches Lebenslicht noch brennt und scheint, wollen wir uns dessen erfreuen und dabei fröhlich sein, (denn es währt doch nur eine kleine Weile) und uns müde arbeiten, damit wir im Grunde der Wahrheit wie unser edler Vater zum Abendsegen sagen können: Wie wohl wird's thun."

Acht Jahre überlebte ihn seine Witwe. Sie zog zu ihrem Schwiegersohn nach Gunzenhausen und genoß dort eines stillen, von der Liebe ihrer Kinder verklärten Feierabends. Freud und Leid, Sorgen und sonnige Tage waren im bunten Wechsel ihr Leben lang an ihr vorübergegangen, aber wenn sie nun von der hohen Warte des Alters auf die durchlaufene Bahn zurückschaute und dann wieder auf das fröhliche Leben blickte, das rings um sie her erblühte, dann pflegte ihr Mund überzuströmen vom Preise des Herrn, ihres Gottes.

* * *

Fast möchte man sich verwundert fragen, wie es denn möglich war, daß ein Geistlicher von der hervorragenden Veranlagung Bomhards beinahe ein Dezennium auf dem abgelegenen Dörflein unbeachtet bleiben konnte?

Unbekannt war er in den maßgebenden Kreisen nicht geblieben, man sprach in München und Ansbach mit großer Achtung von ihm. Doch rechnete man damals Leute seiner Richtung unter die Mystiker. Sie galten als Dunkelmänner, die für eine aufgeklärte Stadtbevölkerung durchaus nicht paßten und höchstens bei den Bauern draußen ihr seltsames Wesen treiben durften. Zudem hatte August einen entschiedenen Wider-

willen gegen jedes selbständige Melden — der Hauptgrund für das langsame Vorrücken aber lag in einer Einrichtung, welche er selbst einmal recht belustigend seinem Bruder gegenüber zeichnete. „Das Joch der Anciennität," schrieb er, „lastet bleischwer auf den Herolden des göttlichen Wortes — bei uns würde Johannes mit seiner jugendlichen Gestalt höchstens zum Subdiakonus an einer Spital- oder Zuchthauskirche begutachtet werden, dagegen Judas mit dem langen, fuchsroten Bart die nächsten Ansprüche auf ein Dekanat oder eine der besten Pfründen haben.

Wie viel auch diese Einrichtung vor dem Tribunal der Gerechtigkeit für sich haben möge, so ist doch eine große Frage, ob sie den höheren Zwecken der Kirche, die nicht in normalmäßiger Ernährung und Verpflegung ihrer Diener bestehen können, gemäß ist.

Der Redner hat eine Periode seiner Blüte und Kraft, die nicht weit über die des Dichters hinausreicht. Das Heilige wohnt leicht in größerer Fülle und Lebendigkeit in einer jugendlichen Brust, als in der kühlen Seele des Alters. Die Teilnahme an den Gesinnungen und Schicksalen des jetzigen Geschlechts ist stärker bei dem, der noch einen weiten Weg mit demselben zu wandern denkt, als bei dem, der bald davon zu scheiden gewiß ist. Der Blick über das Ganze ist größer und richtiger bei dem Alter; aber der Blick ins Einzelne, in die Bedürfnisse und in die Herzen der jetzigen Menschen ist schärfer, der natürliche Takt für die Wahrnehmung und Benutzung des gegenwärtigen Zeitgeistes ist feiner bei dem Spätergeborenen."

Erst im Jahre 1824 meldete er sich um das Diakonat bei St. Jakob in Augsburg. Er that es fast nur, um sich bei seinen Obern in Erinnerung zu bringen, und hegte weder die Hoffnung, noch auch — seltsamer Weise — den Wunsch, daß es gelingen möge; denn er hatte eine gewisse Scheu vor

der Stadt und wäre weit lieber auf eine bessere Landstelle versetzt worden.

Doch es kam anders — gerade nach Augsburg sollte er gewiesen werden. In Gottes Namen zog er denn aus dem stillen Pfarrhaus, in welchem er die feste Basis seiner Welt- und Amtsanschauungen gelegt hatte.

Nun war es auf einmal aus mit der süßen, einsamen Muße — er trat hinaus auf den lärmenden Markt des Lebens.

Seit geraumer Zeit schon war er mit der zweiten Tochter des oben genannten Rentbeamten Braun verlobt. Nun sah er sich endlich in der Lage, seine geliebte Jeanette zu freien. Am 30. September wurde das Paar von Bruder Heinrich in Offenbau getraut; noch am selben Tage fuhren sie über Eichstätt nach der neuen Heimat.

Das erste Jahr in Augsburg.

Bomhard nahm den Übergang in die neuen Verhältnisse, seine Metamorphose vom Landgeistlichen zum Stadtdiakon durchaus nicht leicht — wie er ja auch sein ganzes Leben hindurch jeden Wechsel mit dem trüben Glas eines sorglichen Naturells anzusehen gewohnt war.

Dazu kam noch das Bewußtsein, daß er den neuen Amtsgenossen in der fremden Stadt von vornherein schon seiner ganzen Richtung nach auch fremd bleiben werde.

So waren es ernste Gedanken, die sein Herz bewegten, als der Reisewagen bei finsterer Nacht durch das altertümliche St. Jakobsthor einbog. Der breite Holzmarkt lag vor ihm, von den Öllaternen spärlich erhellt, im Hintergrunde stieg aus dem Schatten der schlanke Turm von St. Jakob empor, und links davon zeigten sich die grauen Mauern des alten

Pfarrhofes. Die neue Heimat und das neue Arbeitsfeld, beide nahe beisammen — aber beide im unsichern Dunkel einer verschleierten Zukunft.

Bomhard ist der letzte Pfarrer von Augsburg, den der König ernannte. Kaum war er vierzehn Tage im Amte, da bekam die Stadt das Präsentationsrecht, und nichts ist gewisser, als daß der „Mystiker" nun nicht mehr nach St. Jakob gerufen worden wäre.

Am 17. November fand die feierliche Installation durch den würdigen Dekan Kraus statt. Die Kirche war in einen Blumengarten verwandelt. Ihre schönsten Pflanzen hatten die Gewächshäuser der Kunstgärtner zu dem Festakte hergegeben, alle Nachbarn weit und breit nahmen ihre Blumen von den Fenstern und stellten sie in die Kirche.

Die Pracht des geschmückten Gotteshauses, die gewaltige Menschenmenge, der Ernst des Augenblicks hätten den Landgeistlichen beinahe überwältigt, aber nicht lange dauerte die Beklemmung. Dann hub er an und sprach mit mächtigen Worten zu seiner neuen Gemeinde über Joh. 20, 21, über die Gnade Jesu Christi in der Sendung seiner Boten. Diese erste Predigt machte einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer; sie wurde auf vielseitiges Verlangen gedruckt.

Die äußere Amtsstellung des Diakons scheint nicht sehr angenehm gewesen zu sein. Durch eine unglückliche sogenannte Organisation war die Pfarrei im Jahre 1814 zu einer Filiale der Pfarrei „zu den Barfüßern" herabgedrückt, ihres zweiten Geistlichen und fast aller Gottesdienste mit Ausnahme der Vormittagspredigten an Sonn- und Festtagen, der Inspektion über ihre sechs Schulen beraubt, ihr Pfarrer mit dem Namen eines zweiten Diakonus bei den Barfüßern beehrt und aller Rechte eines ersten Pfarrers, selbst der Führung des Pfarrbuches verlustig gemacht worden.

Bomhard brachte nach und nach all das Verlorne wieder an seine Kirche und im Jahre 1840 wurde diese auch von den Barfüßern getrennt, nachdem die Gemeinde, einst infolge jener Organisation sehr geschmolzen, beträchtlich gewachsen war, und aus allen Teilen der Stadt Menschen jedes Standes und Alters unter der Kanzel des großen Predigers zusammenströmten.

Die Kollegen kamen den neuen Pfarrleuten, wie Bomhard selbst rühmte, mit Freundlichkeit entgegen. Aber es blieb eben doch nur ein oberflächliches Verhältnis, da man allzeit über eine Kluft hinübersprach. Verschiedenheit in religiösen Anschauungen ist in allen Lagen ein heikler Punkt; häufig kann nur persönliche Weltläufigkeit verhüten, daß sie zum Stein des Anstoßes werde. Aber undenkbar ist es, wie eine total divergierende Auffassung der Grundwahrheiten des Christentums bei speziellen Amtsbrüdern nicht auf Schritt und Tritt im privaten wie im amtlichen Verkehre tief erkältend hätte wirken sollen. Von einem gemeinsamen Arbeiten konnte da gar keine Rede sein.

Der letzte schriftgläubige Geistliche in Augsburg war der bekannte Johann August Urlsberger gewesen.

Als Bomhard nach Augsburg kam, fand er eine ganz kleine Anzahl positiv Gläubiger daselbst vor, welche sich der allgemeinen Verflachung des Rationalismus entzogen hatten. Das Haupt derselben war der angesehene Bürger Eppelein, seines Zeichens ein Hutmacher. Bomhard trat zu dem trefflichen Manne bald in sehr herzliche Beziehungen, wenn auch sein klares Christentum in manchem Gegensatze zu der pietistischen Färbung jenes Kreises stand. In der Hauptsache befand man sich ja auf gleichem Boden, und so sehen wir bald in jenen dreißig bis vierzig Leuten den ersten Kern der neuen Gemeinde von St. Jakob.

Das war ein kleiner Anfang in dem Wirkungskreise;

Schritt für Schritt mußte sich der Prediger, der Seelsorger den Boden erkämpfen, und es ist kein Wunder, wenn er sich oft recht vereinsamt vorkam.

„Anders, bewegter, reicher, schimmernder, lärmvoller,“ klagt er, „ist alles um mich her geworden — aber auf drei stillen Dörfern ruht der liebende Blick meiner Erinnerung unwandt bis an mein Ende — in drei lieben, stillen Dörfern, die mir alle vielfältig zum Paradies geworden sind, bin ich zum Kinde, zum Jüngling, zum Manne geworden, hab' ich des Lebens lichtere, blumigere Pfade gewandelt. Möchte mir beschieden sein, in einem stillen Dorf einst die Ruhe des Greisenalters, die zweite Kindheit zu finden.“

Ein andermal schreibt er:

„Ich war als Pfarrer in Laubenzedel innerlich ungleich besser daran, als ich es hier je werden kann; aber mein auswendiger Mensch trug einen groben Kittel.

Hier trage ich sehr feines Tuch und seidene Hosen, aber mein Gemüt vermißt viel, und wird es vermissen, so lange ich hier bin. — — — Ungewohnte, vermehrte Geschäfte, größere Lasten, verdrießliche Verhältnisse, eine weit größere Oberfläche, der hämischen Kritik, dem unverständigen Tadel dargeboten — das ist der Profit, den der Mann für seine Person von solchen Beförderungen hat.“

Aber er besaß einen tüchtigen Talisman, mit dem er solche trübe Anwandlungen bekämpfte und besiegte; denn in demselben Briefe schreibt er:

„Übrigens sind wir Männer und Christen, und wissen, daß weiter nicht viel darauf ankommt, ob man sich gerade so recht à son aise befindet, oder nicht.“

Der Kampf gegen den Rationalismus.

Zu Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts erreichte die Richtung in unserer Kirche, welche wir mit dem Namen Rationalismus bezeichnen, ihren Höhepunkt. Sie war allmählich mit ihren verflachenden Tendenzen durch ganz Deutschland gezogen und hatte sich zuletzt auch in Bayern auf dem sterilen Boden einer toten und starren Orthodoxie eingenistet. Eine Grundwahrheit nach der andern betastete der zweifelnde Verstand, einen Stein nach dem andern riß er aus dem Bau des Bekenntnisses. Die weisen Männer jener Tage nahmen dem erhabenen Dome des Christentums durch systematisches Untergraben fast alle Fundamente und luden in das wankende Gemäuer die Menschen ein.

Jede destruierende Bewegung aber, die an Stelle des Weggeräumten nichts Positives zu setzen im stande ist, verfällt über kurz oder lang ihrem Geschicke. Die betretene Bahn gleicht der schiefen Ebene: sie führt zum Sturz. Das lehrt uns die Geschichte der Staaten wie die Geschichte der Kirche.

Bomhard war noch nicht lange in Augsburg, als ein Ereignis eintrat, welches in der Folge ihn und seinen Bruder Heinrich aus stiller Verborgenheit in die Öffentlichkeit rief: die Gründung des „Homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes“ durch Pfarrer Brandt in Roth, 1825.

Es lebten von jeher auch in Bayern hier und dort zerstreut Theologen, welche sich gleich dem alten Jakob Bomhard und seinen Söhnen nicht vom herrschenden Zeitgeist fortreißen ließen und selbständig ihre eigenen Wege gingen. Als nun nach den gewaltigen Katastrophen zu Anfang unseres Jahrhunderts, welche mit den Freiheitskriegen abschlossen, namentlich in Norddeutschland allenthalben die ersten Anfänge eines Wiedererwachens des evangelischen Glaubenslebens zu Tage

traten, als das Reformationsjubiläum im Jahre 1817 wieder in weiteren Kreisen das religiöse Bedürfnis weckte, Harms mit seinen Thesen dem Rationalismus die erste Kriegserklärung ins Lager schickte, als die Stillen im Lande, im Kontakt mit der Brüdergemeinde und den württembergischem Pietisten, an Einfluß gewannen, da wurde das, was bisher nur noch in den Herzen Vereinzelter gelebt hatte, zur thatkräftigen Bewegung.

Auch in der Wissenschaft traten Männer gegen die herrschende Richtung auf. Schleiermacher vor allem machte den Rationalismus vulgaris wissenschaftlich tot. Auch Hegel und andere wollten in ihrer Art dem positiven Christentum zu Hilfe kommen — freilich, indem sie seine Thatsachen in den dialektischen Prozeß der Idee verflüchtigten. Wirksame Faktoren der wissenschaftlichen und religiösen Umkehr waren Schelling, Schubert, von Raumer, Franz von Baader. Tholuk und Hengstenberg in Berlin und Halle erzogen eine neue Generation gläubiger Geistlicher.

Langsam drang das neue Glaubensleben vom Norden vor nach Süden. In Bayern war von größtem Einfluß die entschieden positive Richtung des reformierten Pfarrers und Professors Krafft in Erlangen.

Die vereinzelten Stimmen unter den bayerischen Pfarrern aber, welche von der neuen Richtung ergriffen waren, zu einer Fahne gesammelt zu haben, ist das Verdienst Brandts.

Wie das oft so geht, dachte er bei Gründung seines Blattes wohl am allerwenigsten an einen Kampf. Wenn auch in seinem unscheinbaren Körper eine unerlöschliche Glut für das Reich Gottes, eine fast unglaubliche Arbeitskraft und unermüdliche Thätigkeit wohnte, so war er seinem ganzen Naturell nach doch ein stiller, bescheidener Mann von großer Anspruchslosigkeit und Demut.

Der erste Jahrgang des neuen Blattes zeigte auch in

seiner Richtung und in seinen Zielen noch keine feste Klarheit. Aus dem unbestimmten Gefühle, daß etwas geschehen müsse zur Förderung des Wahren und Guten, zur Knüpfung eines engeren Bandes unter den evangelischen Geistlichen des Landes, war die Idee zu seiner Gründung geboren, und man sprach offen aus, daß weder für den Mystizismus noch für den Rationalismus entschieden Partei genommen werden solle; ja sogar rein rationalistische Abhandlungen fanden im ersten Jahre Aufnahme.

Aber die Signatur des Blattes veränderte sich wie mit einem Schlage, als es in den zweiten Jahrgang seines Bestehens hinüberging.

„Jetzt traten die beiden Bomhard in die Mitarbeit und prägten ihm einen ganz andern Charakter auf; sie machten es, indem sie faktisch die Leitung in die Hand nahmen, zum Organ für die neuerwachte christliche Heilserkenntnis, zum Sammelpunkt der gleichgesinnten Freunde, zum Schwert des entschlossensten Kampfes gegen den herrschenden Unglauben.“ (Thomasius, Das Wiedererwachen der evangelischen Kirche in Bayern.)

Heinrich Bomhard, der zuerst seine Feder in den Dienst des neuen Unternehmens stellte, war ein sehr talentvoller und kenntnisreicher Geistlicher, ein tüchtiger Lateiner und ein vorzüglicher Prediger. Wie sein älterer Bruder August stand er voll und ganz auf dem Boden des alten Glaubens und in dem nun beginnenden Kampfe waren es seine von Witz und Humor sprudelnden, vom tiefsten Ernste heiliger Überzeugung getragenen und, wo es not that, auch mit bitterem Sarkasmus getränkten Aufsätze, welche ihn bald zu einem der gefürchtetsten Kämpfer machten.

„Soll die Wahrheit befördert werden — und das ist doch der Zweck dieses homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes —, so muß Widerspruch eingelegt werden wider alles,

was nicht allgemein anerkannte Wahrheit ist. Bei Wetterbemerkungen und Bierbeurteilungen kann man etwa dem Andern seine Meinung ruhig lassen; aber bei dem, wodurch Gottes Reich soll befördert werden, kann der, welcher das ernstlich will, keine falsche Behauptung hören, ohne zu widersprechen; darum tritt der Opponent auf." Mit diesen Worten eröffnete Heinrich Bomhard in der ersten Nummer des Jahrganges 1826 eine Reihe von Aufsätzen aggressiver Natur. „Schon in dem ersten derselben gewahrt man", wie Thomasius sagt, „die Spur der Sprache, die er hernach mit so großer Virtuosität handhabte; die markige, derbe, populäre (oft nur zu derbe), schneidende, mit Witz gesalzene und mit kühner Siegesgewißheit vorschreitende Sprache, die hernach einen Grundzug des Blattes bildete und ihm so großen Eingang verschaffte."

Brandt selbst, der nach dem Urteile Thomasius' an dem Korrespondenzblatte zur vollen Mannesreife christlicher Erkenntnis und Entschiedenheit herangewachsen ist, stellte sich nun ganz auf die Seite der evangelisch-positiven Richtung.

Unter den neu hinzutretenden Mitarbeitern sehen wir allen voran August Bomhard, welcher „mit seiner prächtigen, schlagenden, häufig auch humorvollen Darstellungsweise" nach dem Ausdrucke Thomasius' „der gewaltigste und geistvollste" von ihnen war. Er hatte sich anfangs der neuen Erscheinung gegenüber beobachtend verhalten. Schon im März des Jahres 1826 aber spricht er sich in einem Briefe an den Bruder in Ansbach über die Erquickung aus, welche ihm das Auftreten Heinrichs gemacht habe, und im April schreibt er an Christian, daß er lebhaften Anteil nehme an dem Blatte, seit er die Tendenz derselben sehe, auch gebe er nunmehr Beiträge in dasselbe. „Heinrichs Sachen sind gediegener", setzt er bescheiden bei und fährt dann fort:

„Es ist eine eigene Erscheinung, sagte neulich Reden-

bacher und muß seltsame Sensation machen, daß die ‚Mystiker‘ witzig werden; auf alles andere eher, als auf dieses, dürften ihre Gegner gefaßt sein. — Aber es ist eben mit der Erbärmlichkeit des Rationalismus jetzt gerade zu der Höhe gekommen, wie einst mit der Scheußlichkeit des Papismus und des Mönchtums, als Hutten und Erasmus bei jedem Blick auf dasselbe einen scharfgeschliffenen Pfeil der Satyre aus ihrem vollen Köcher hervorlangten — oder wie einst, als das Heidentum im Abmarsch war und ihm Lucian noch seine Kübel voll ätzender Lauge nachgoß.“

Es geht durch alles, was August in jener Zeit schrieb, ein kampffreudiger, siegfroher Ton, er focht mit wahrer, innerster Begeisterung für die Sache seiner Überzeugung. Auch gaben ihm seine äußeren Lebensverhältnisse, seine schöne Häuslichkeit, sein sich immer angenehmer gestaltendes Amtsleben die rechte, gleichmäßige Stimmung des Gemütes, welche in solchen Perioden von so hohem Einfluß ist.

Eine Briefstelle aus dem Anfang des Jahres 1826 lautet also:

„Dadurch, daß die Zukunft des Einzelnen abgeschlossen und in der gehörigen Ordnung ist, nimmt er nun desto lebhafteren Anteil an der des Ganzen; sein Gesichtskreis, sein Interesse, sein Streben und Hoffen erweitert sich wunderbar und an die Stelle engherziger individueller Ansichten, Interessen und Hoffnungen treten nun immer mehr allgemeine und große. Ich möchte doch wissen, was man bei diesem Tausch verlieren könnte.

Auch ich bin auf den letzten Höhen angekommen, die auf dem Lebenswege des Einzelnen zu ersteigen sind — der Ehestand, der Elternstand, ein Posten in der bürgerlichen Gesellschaft, auf dem man wahrscheinlich bis an sein Ende bleiben wird —, das sind sie. Aber mich dünkt, daß sich der Horizont

gewaltig erweitert, wenn man auf diesen Gipfeln angekommen ist und daß das Herz nun erst recht anfängt frisch zu schlagen, nicht mehr bloß für die Menschen, sondern für den Menschen. Man freut sich im Gefühle seiner männlichen Kraft, nun endlich den Standpunkt gefunden zu haben, den sich Archimedes wünschte, wo man seinen Hebel anlegen und, wenn auch nicht die Welt, doch so manches in der Welt an seine rechte Stelle rücken kann.

Die Aussichten und Pläne fürs eigene Leben sind hemmende Dinge für den freien Gang und Schwung der Seele; es ist gut, wenn man damit im Reinen ist — nichts Verdrießlicheres für einen Mann, als wenn er diese Klötze noch an den Füßen schleppen muß; für den Jüngling haben sie ihr Gutes."

Christian stand den Bestrebungen seiner beiden Brüder im ganzen sehr kühl gegenüber.

Er war gerade damals durch ein intensives Studium der Philosophen alter und neuer Zeit, namentlich Hegels, in manchen Widerspruch zu seinem Glauben getreten, aus dem er sich erst nach langen Kämpfen zur geläuterten Erkenntnis hindurchrang. Ein spekulativer Kopf, ein zersetzender Verstandesmensch, mußte er eine Zeit lang den Weg des Zweifels gehen, welcher dem Bruder ganz erspart blieb.

Es ist hochinteressant, zu beobachten, wie sich allmählich zwischen den beiden diese Gegensätze bildeten, wie sich beide in diesem Punkte nicht mehr so recht verstanden, wie die Geister bald heftig aufeinander platzten, — und wie schließlich jene religiösen Differenzen einen ungemein befriedigenden Abschluß gewannen.

August war ganz anders veranlagt als der Bruder. In einem Briefe an ihn, welcher sein Glaubensbekenntnis enthält, sagte er damals:

„Ich habe es im abstrakten Denken gar nicht weit gebracht, bin mit eigentlicher Philosophie wenig vertraut, ermüde sehr leicht bei einem Buche, welches angestrengtes Festhalten des Begriffes erfordert und unterscheide mich in diesem Stück zu meinem Nachteil sehr von Dir und Deinem Ingenium. Deinen Hegel könnte ich nicht studieren, wenn ich mich dadurch aus dem Fegfeuer retten sollte. Ich habe einen Kindersinn und Kinderglauben an die Bibel, die mich wie ein Kind auf hellen Blumenwegen leitet — den dunkeln Dornenpfad, durch welchen die Männer der Erkenntnis mühselig und tapfer zum Lichte gelangen, kann ich nicht wandern. Du gibst Dir umsonst Mühe, diese meine Kindernatur zu ändern und mich durch das Glas der menschlichen Weisheit schauen zu lassen — es ist zu scharf für meine Augen und verursacht ihnen bald Schmerzen; nur der milde Glanz der Bibel erquickt mich und ich fühle weder das Bedürfnis noch das Vermögen, den Morgenstern, der mir aufgegangen ist, durch irgend einen Frauenhofer mir zur Sonne zu vergrößern."

Und in diesem Kinderglauben lag eben die Kraft des frommen Mannes, und eben von ihm aus ist es ihm und seinen Mitkämpfern gelungen, „so manches in der Welt an seine richtige Stelle zu rücken." Denn was anders als der freudige Ausdruck des alten Glaubens der Väter, als die feste Überzeugung von der Wahrheit des Verfochtenen geht durch das Korrespondenzblatt? „Ohne gelehrten Apparat," urteilt Werner in der Biographie Barths, „traten die Mitarbeiter dieses Blattes dem Riesen des Unglaubens entgegen keck und stark mit dem offenen Bekenntnis zum Worte Gottes und machten damit auch andern Mut, sich vor dem Ungetüm des Rationalismus nicht zu fürchten."

Der neuen oder besser gesagt alten Richtung fehlte es auch in Bayern selbstverständlich nicht an den heftigsten An=

griffen. Namentlich trat ihr seit 1831 die „Neue allgemeine Kirchenzeitung", begründet von dem bekannten Kirchenrat Stephani, entgegen.

Leider antwortete das Blatt Brandts oft auf die gehässigen und giftigen Herausforderungen in einem nicht sehr urbanen Ton, der selbst manche seiner Freunde abstieß.

Auch einen Fehler anderer Art hatte man von vorneherein begangen: man setzte den Spottnamen „Mystizismus", welchen die Gegner dem Christusglauben aufgebracht hatten, in den Begriff des echt evangelischen Christentums über und acceptierte ihn mit Freuden für die ganze Bewegung. Den Anlaß dazu gab wohl ein nachmals berühmt gewordener Aufsatz August Bomhards im Korrespondenzblatt, betitelt „Das hintere Gesicht". Er lautet wie folgt:

„Es war eine Zeit, ich gestehe es, wo ich, auf das allgemeine Geschrei der Wortführer achtend, beinahe selber dieser Meinung gewesen wäre, wo ich das verrufene Wort für ein rechtes Schimpfwort hielt, und wenn ich von einem Unbekannten hörte, daß er ein Mystiker sei, meinte, das müsse ein alter Sterngucker sein mit kleinen blinzelnden Augen und von einem unheimlichen Wesen, den möchte ich mir nicht zum Gevattersmann nehmen. Freilich war ich dazumal noch sehr jung und unerfahren, brauchte auch noch keinen Gevatter. Nach und nach, als ich Augen und Ohren besser gebrauchen lernte, kamen mir Zweifel. Ich legte mich auf's Fragen, bekam aber nirgends genügende Antwort; ich hörte nur immer sagen von Schwärmerei, Schwelgen in dunkeln Gefühlen, Tändelei, Verworrenheit der Begriffe, Kopfhängerei, Aberglauben, Unsinn und alles über die Maßen gefährlich. Bald mußte ich nun zu meiner höchsten Verwunderung hören, daß man Männer, die mir wegen ihres Geistes, ihres erleuchteten christlichen Sinnes, ihrer Sittenreinheit und Berufstreue ungemein

lieb und ehrenwert geworden waren, als Mystiker bezeichnete und liebreich bemitleidete. Ich fing an, mich auf das Studium der Mystiker zu legen. —

Man sagte mir: Arndt ist ein Mystiker. Da las ich den Arndt. Und ich fand ihn tief wie die Abgründe des Meeres, reich wie die Goldminen und Diamantgruben der neuen Welt, blühend wie der holde Mai, lieblich wie eine Rose in Saron, fromm wie ein rechter Christ. Da dachte ich: Schmach über die Unverständigen, die uns eine der herrlichsten Zierden der deutschen Gottesgelahrtheit verunehren wollen! Daß sie doch etwas von ihm zu lernen begehrten! —

Man sagte mir: Scriver ist ein Mystiker. Da las ich den Scriver. Und ich fand einen Prediger, wie mir unter den neueren noch keiner vorgekommen ist — lichtvoll wie ein Alpengipfel beim Aufgang der Sonne in ihrer Pracht, scharf wie das Schwert Gideons, süß wie Honig und Honigseim, mild wie eine Frühlingsau im Mondenschimmer, fruchtbar wie ein von Gott gesegneter Garten, christlich wie ein Apostel. Und viele berühmte Prediger dieser heutigen Zeit erschienen mir neben dem Alten, wie der Dornstrauch neben der Ceder Gottes, oder doch wie das arme Dorfkirchtürmlein neben dem Straßburger Münster. Da dachte ich: Geht in die Schule, ihr Knaben, und lernet erst was von dem alten Meister, ehe ihr mitreden wollt unter den Männern! —

Man sagte mir: Schmolke ist ein Mystiker. Da las ich den Schmolke. Und ich fand einen Beter, wie ich unter den Leuten dieses Geschlechts keinen mehr kenne — angethan mit Kraft aus der Höhe, bestrahlt von dem Gnadenlichte, das um den Thron der Gottheit glänzt, gesalbt mit dem heiligen Geiste — Worte, „die durch die Wolken dringen, und nicht ablassen, bis daß sie hinzukommen und nicht aufhören, bis daß der Höchste drein sehe.“ Und mein ganzes Herz fühlte sich

erquickt, gestärkt, erhoben, erfrischt von einem Hauch aus den Wohnungen des Friedens. Da segnete ich mit einer dankbaren Thräne das Gedächtnis dieses Gerechten, und dachte: Du heiliger Beter, bitte droben um Erleuchtung für uns, und um Vergebung für den Unverstand und für die Roheit dieses Geschlechtes; denn sie ist sehr groß! — — — — — — —

Seitdem weiß ich nun, wie ich mit den Leuten daran bin, die so ins Blaue hinein über den Mystizismus schimpfen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber," sagt ihr, „die Exempel, die erschrecklichen Exempel, daß Kandidaten, Weiblein, und dergleichen durch den Mystizismus verrückt geworden sind!"

Hierauf antworte ich: habt ihr nie gehört, daß Leute an einer Trüffelpastete gestorben sind, oder im Burgunder sich den Hals abgesoffen haben? Und doch ist beides ein gut Ding, und ich zweifle nicht, daß ich die Ehre von euch haben würde, wenn ich euch darauf einladen wollte. Hat man kein Exempel, daß Menschen sich mit einem Messer die Kehle abgeschnitten haben? Und doch werdet ihr wahrscheinlich immer ein Messer in der Tischlade führen. Ist es unerhört, daß ein ungeschickter Reiter, ja wohl auch der geschickteste, vom herrlichsten Roß gestürzt ist und Arm und Bein gebrochen hat? Doch ist es gar nichts übles um das edle Tier, und wer eines besitzt, freuet sich desselben. Sind nie Menschen im Wasser verunglückt? Doch lästert niemand deswegen das köstliche unentbehrliche Element, sondern man erquickt, stärket und reiniget sich damit auf allerlei Weise. Seid ihr so jung, daß ihr noch nicht wisset, wie das Feuer oft Hab und Gut der Leute verzehret? Doch habe ich noch nicht vernommen, daß man auf Abschaffung des Feuers gedrungen hätte. Seid doch nicht Kinder am Verständnis! An der Bosheit seid Kinder!

Allerdings, sagen wir, die lebhafte Beschäftigung mit

erhabenen religiösen Ideen, die feurige Liebe zu dem Überirdischen und Unsichtbaren, die gewagte Spekulation, die sich in die Tiefen der heil. Schrift hinabsenkt, der mächtige Trieb, das Göttliche zur innern Anschauung zu bringen, der fortgesetzte Verkehr mit abstrakten Gedanken oder mit heißen Gefühlen, das kühne Spiel einer starken Einbildungskraft mit den großen Bildern, in welchen das Unsichtbare, Untastbare, Unerforschliche sich uns offenbart — ja, das Alles kann gefährlich werden für den schwachen Erdensohn, für Evas gebrechliche Töchter, und es hat oft genug schon die traurigsten Folgen nach sich gezogen. Aber es gibt keine schöne Kunst, keine edle Wissenschaft, kein erhabenes Denken, Streben, Wünschen und Fühlen, das nicht schon die nämlichen verderblichen Wirkungen hervorgebracht hätte in schwachen oder leidenschaftlichen Seelen. Und ich weiß nicht, ob es für solche Märtyrer edler Ideen nicht ruhmvoller und glücklicher ist, ihren Verstand über solche Dinge verloren zu haben, als es für so Viele ist, keinen verlieren zu können.

Doch lasset uns endlich auf das kommen, worauf die Überschrift dieses Aufsatzes hinweiset. Ihr saget, oder fanget doch wohl jetzt an, also zu sagen: „Wir schmählen nicht mehr über den Mystizismus, der ist brav und aller Ehren wert, wiewohl man uns denselben nie soll nachrühmen können; aber versteht uns recht, der Aftermystizismus ist's, der Wildenspuchische ist's, den wir verdammen. Den werdet ihr doch nicht in Schutz nehmen wollen?"

Bewahre! antworten wir hierauf ganz gerne; wenn ihr es so meint, so gewinnt die Sache eine ganz andere Gestalt. Freilich vermenget ihr immer und überall beides ein bischen ungeschickt mit einander; freilich hat erst neulich einer der Eurigen, der sich aber dadurch unter die Einhufigen klassifiziert hat, in der Kirchenzeitung Wildenspuch und Kornthal neben=

einander und in eine Kategorie gestellt. Aber wir glauben's euch, ihr meint den Aftermystizismus, und kürzet nur beliebig das etwas lange und unbehilfliche Wort etwas ab, wenn ihr gegen die Mystiker loszieht. Nun könnten wir zwar sagen, es ist nicht menschliche Sitte, sondern die eben nicht empfehlenswerte Art gewisser Tiere, die Bekanntschaft immer von hinten anzufangen, und darnach den Fremden zu beurteilen; wir könnten sagen: der schönste menschliche Körper hat noch seine Pudenda, und warum wolltet ihr denn immer auf das hintere Gesicht schauen und deuten, wenn ein Engel in menschlicher Gestalt vor euch steht, anstatt euch seines vorderen Gesichtes zu freuen, aus welchem das Bild der Gottheit strahlt? Ist das nicht eine schmutzige Manier, ihr ewigen Schreier über Aftermystizismus, die ihr sogar, sehr geistreich, auch schon über Afterschwärmeeei zu kommentieren angefangen habt? Und man sehe doch und erstaune, was Manche von euch zum Aftermystizismus gütigst zu rechnen belieben; sogar dieses, wenn ein Vikar den Bauern die Bibel erklärt (s. Kirchenzeitung 1825 Nr. 77)! Aber weil ihr es doch einmal nicht lassen könnet, immer das häßliche Wort „After" im Munde zu führen, so verzeiht, wenn wir uns die Freiheit nehmen, auch euch auf euer hinteres Gesicht aufmerksam zu machen, und vom After-Rationalismus mit euch zu reden.

Wahrlich, wir brauchen nicht mühsam in allen Ländern herumzuspionieren und einzelne Anekdötlein auf hundert Meilen weit herbeizuschleppen, um euch eure Pudenda zu zeigen! Sie sind in solcher Masse, in solch einer furchtbaren Öffentlichkeit überall zu sehen, daß man, will man auch billig genug sein, dieses keineswegs für euer einziges Gesicht zu halten, doch gestehen muß, es ist so viel größer und breiter als euer vorderes, als der Chimborasso größer ist als die Wilhelmshöhe bei Kassel.

Also die Afterrationalisten! Wo sind diese zu finden?

Gehet in die Wachstuben, in die Kneipen, in die Branntweinschenken, in die Bordelle, zu den brüllenden Gelagen der Matrosen, der Musketiere, der Handwerksburschen, ach wohl auch öfters der Studenten, und wo sonst noch die Ausgelassenheit und Roheit jeden Zügel abzuwerfen pflegt und die Bestialität in vollem Glanze sich zeiget; gehet hin, wo scheußliche Lieder erschallen, und das Jauchzen der Trunkenheit bald in den Mordlärm einer tüchtigen Prügelei sich verwandelt; geht in die Spitäler, Lazarette, Zuchthäuser, auf die Galeeren, unter die Galgen; examiniert ein bischen die Spieler von Profession, die Säufer, die Flucher, die Meineidigen, die mutwilligen Bankrottierer, die Mörder — meiner Treu, ihr werdet nicht viele Mystiker und selbst nicht Aftermystiker darunter finden! Allermeist, allermeist liberale Bursche, Freidenker, starke Geister, die sich mit ihrer Vernunft etwas wissen, Rationalisten, die es eben ein wenig auf ihre eigene Art sind; Leute, die wahrlich nicht in Betstunden, Konventikeln, Separatistengemeinden, Pietisten-Versammlungen, Herrnhutischen Konferenzen ihre saubere Ansichten, ihre lieblichen Prinzipien sich geholt haben; erleuchtete Köpfe, die nicht durch den Glauben selig zu werden begehren, sondern eben so herzlich darüber lachen, wie eben so manche andere starke Geister auch; die nur auf eine etwas gröbere Art, mit etwas ungenierteren Worten, und mit einer fürchterlichen Konsequenz sich nur allzuhäufig der nämlichen aufgeklärten Religionskenntnisse rühmen, wie ihr.

Examinieret sie; sie haben in der Regel etwas dunkler oder heller die nämlichen Begriffe von Gott und von seinem Willen, von der Bibel, von Christo, von dem Nutzen der Sakramente, von der Wirksamkeit des Gebets, von der Beschaffenheit des Menschen, von dem Schicksal der Seele nach dem Tode, von den verschiedenen Abstufungen der Seligkeit,

von der Undenkbarkeit eines Teufels und einer Hölle, wie ihr dieselben in Systemen, Katechismen, Vorträgen auf Katheder und Kanzel meisterhaft entwickelt und zum Frommen der Christenheit aufgestellt habt. Sie sagen auch insgemein: „Der Mensch kommt vollkommen unschuldig, rein von aller Sünde auf dieser Erde an, und von einem Bösen in ihm kann bei gescheiten Leuten nicht die Rede sein; ein wenig Schwachheit, ein wenig Sinnlichkeit liegt in ihm, was freilich nachher leicht das Übergewicht über die Vernunft bekommen kann — indessen, da auch die Sinnlichkeit von Gott ihm anerschaffen und also notwendig gut an sich selbst sein muß, so läßt sich nicht recht einsehen, warum sie nicht auch ein Wort mitreden dürfte. Freilich, das Übermaß taugt nicht und sollte nicht sein, man sollte wohl lieber im rechten Gleichgewicht bleiben.

Die Gebote Gottes sind gut, soweit sie mit der Vernunft übereinstimmen, und der Mensch soll sie halten so gut er eben kann und sich's thun läßt, so wird er gerecht vor Gott; wo es hapert, da sieht der gütige Gott des Menschen Schwachheit an, und nimmt's weiter nicht so genau.

Die Bibel enthält gewiß viel Gutes, aber auch einen Haufen Unwahrheiten, wovon man sie immer besser säubern muß.

Christus war ohne Zweifel ein gebildeter Mann, ein weiser Lehrer, ein trefflicher Staatsbürger, ein moralischer Mensch; es wäre zu wünschen, daß es mehr solche Leute geben möchte, doch ohne alle Schwärmerei.

Die Taufe ist eine Zeremonie zur Aufnahme unter die Christen, die wegen ihrer Einfachheit zu loben ist; doch könnte man sie füglich weglassen. Das Abendmahl ist eine nützliche Erinnerung an manche gute Dinge, besonders an die große Moralität Jesu; doch ist viel Aberglaube dabei, und es hat nichts zu bedeuten, wenn man nie dabei erscheint.

Das Gebet ändert zwar nicht das Geringste in der Welt-

regierung Gottes, die ihren eisernen Gang fortgeht nach unwandelbaren Gesetzen; aber es kann gute, moralische Wirkungen haben, und man sollte es deswegen nicht ganz verwerfen.

Der Anfang der Reformation Luthers war gut, aber ihr Fortgang schlecht, unsere Herren Theologen werden noch lange zu schlichten und sichten, zu schneiden und wegzuschneiden haben, bis die Kirchenlehre eine vernünftige Gestalt gewinnt, weshalb man gegenwärtig noch nicht wissen kann, woran man sich zu halten hat.

Der heilige Geist ist der rechte eigentümliche Menschengeist, der uns durch die Vernunft und durch das Gewissen recht schöne Dinge sagt, nur eben schier einem jeden was anderes; aber folge nur jeder dem seinigen, so kann ihm Gott selber nichts anhaben.

Vergebung der Sünden erfolgt durch die Besserung notwendig von selbst; wie sich einer etwas zu bessern beliebt, so muß ihm der Gott, der die Liebe ist, seinem Wesen nach alles vergeben, was er je Böses gethan hat, was um so leichter sein kann, da das Böse eigentlich nichts ist, und der Mensch ohnehin nur aus Schwachheit fehlt. Die Lehre von einem Versöhner, Mittler, göttlichen Hohepriester ist eine Beleidigung der Gottheit.

Die Seele mag wohl fortdauern nach dem Tode; aber die Auferstehung des Fleisches ist ein Märchen, das Weltgericht ein Traum, die Hölle eine Fabel. Es wird freilich den Bösen dort nicht ganz so gut gehen wie den rechtschaffenen Leuten; doch läßt sich's nicht recht absehen, wer diese Bösen sein sollten, da wir wenigstens nicht zu ihnen gehören, und die Mystiker, so einfältig sie auch sein mögen, sind doch auch so ganz übel nicht, das muß man ihnen lassen. Vielleicht müssen die Aftermystiker dran; auf alle Fälle verdienen's die Kopfhänger, die Betstündler am ersten, daß sie einmal untenan sitzen und das

kleinste Stückchen von der Seligkeit bekommen; denn sie haben uns oft genug geärgert mit ihrer altväterischen Frömmigkeit, die ja doch lauter Heuchelei sein muß. Wir zwar wollen uns auch nicht unter die Frommen rechnen; aber fehlen kann's uns auf keinen Fall, denn so lautet unser kurzer Katechismus: Gott hätte uns nicht erschaffen dürfen, wenn er nicht gewußt hätte, daß es den Burschen doch zuletzt allen ganz über die Maßen wohl gehen müsse."

Das sind die Lichtstrahlen, welche ihr nunmehr glücklich weit verbreitet habt; das ist das scheußliche Zerrbild von dem was ihr nun schon so lange als geläutertes Christentum anpreiset, ein Bild, welches man nun in dem Sinn, in den Worten, in dem Leben unzähliger Namenchristen mit Entsetzen erblicket; das ist — — Dein hinteres Gesicht, Rationalismus! Inwieferne es mit dem vorderen übereinstimmt, will ich hier nicht untersuchen." —

Zur weiteren Orientierung über die scharf aggressive Tendenz der Blätter möge hier noch folgender Aufsatz aus Heinrich Bomhards Feder Platz finden. Er ist betitelt „Wider das heitere Christentum der Rationalisten" und lautet also:

„Seitdem die christliche Kirche wieder ein Pfingstfest feiert und der Herr seinen Geist ausgießt über alles Fleisch, daß Söhne und Töchter weissagen, die Jünglinge Gesichte sehen und die Alten Träume haben, daß wunderbare Erweckungen geschehen, und viele, die da selig werden, der Herr zu seiner Gemeinde hinzuthut: seitdem ist auch ein großes Klagegeschrei zu hören wie das der Rahel auf dem Gebirge, als es aus war mit ihren Kindern; ein jammervoller Weheruf über die Christenheit, wie der jenes Sehers im belagerten Jerusalem; und wie die Käuzlein an verstörten Stätten, so seufzen nun viele, welche durchaus Freunde der Menschheit heißen wollen, über das finstere, traurige, angstvolle Christentum, welches die

Mystiker verbreiten; was besonders aus ein paar Aufsätzen wider die Traktaten in der allgemeinen Kirchenzeitung zu ersehen ist. — —

Heiteres Christentum! hört man da rufen, hinweg mit der traurigen Mystik, die nur Angst und Schrecken macht; heiteres Christentum, freudiges Rechtthun, fröhliches Genießen der Gaben Gottes, seliges Wandeln in dem Himmel, das ist der Wille Gottes und des Stifters unsres Glaubens!

Ja, seliges Wandeln im Himmel, Himmelreich im Herzen, tröstende, erfreuende Gnade, und den Frieden Gottes, der über alle Vernunft ist, — diese guten und vollkommenen Gaben, die vom Vater des Lichts herabkommen, die wollen die Mystiker auch, die wünschen, suchen und erflehen sie sich und allen Menschen. Aber euer heiteres Christentum, ihr heitern Rationalisten, das wollen sie nicht, sie fordern nicht von den Kranken, daß sie sollen gesund sein, sie ergötzen sich nicht am Lachen der Geistesverwirrten, sondern sprechen wie Salomo zu solchem Lachen: Du bist toll! und zur Freude der Welt: Was machst Du? — — —

Rationalismus genug finden wir gewiß in allen sogenannten Christengemeinden; in der größten Pfarrei (wenige Orte ausgenommen) kann man die darin befindlichen Mystiker sicherlich mit ebensoviel Broten sättigen, als Jesus die Viertausende, ohne Wunder; aber wie viele, die selig geworden sind, wird man finden? Man findet wohl genug Lustigkeit bei den Lustbarkeiten der Welt, Zufriedenheit mit sich selbst beim traurigsten Zustande der Seelen, Sicherheit bei den größten Sünden, Fröhlichkeit in den guten Tagen, Ausgelassenheit an den heiligsten Festen, Possenreißerei bei den ernsthaftesten Dingen, ungemeine Heiterkeit bei Schmausereien und Gelagen, findet genug Singen und Springen, Tanzen und Jauchzen; die beständigen Tanzanzeigen im allgemeinen Wochenblatte können

wenigstens den tiefbekümmerten Rationalisten ein tröstlicher Beweis sein, daß es noch immer lustig genug zugeht. Aber Seligkeit der Seelen, die aus Glaube, Hoffnung, Liebe kommt, ist eine seltene Sache . . .

Wer als Seelsorger öfters Gelegenheit hat, einen Blick in die Wohnungen und Herzen der Menschen zu thun, wer die Kinder der Welt nicht bloß in Sonntagskleidern und im Festtagsstaat, nicht bloß auf Marktplätzen und auf Tanzböden, sondern in den Lumpen der Armut, in den Wohnungen des Elends, in den Hütten Kedars, wo man den Frieden haßt, in häuslichen Trübsalen, auf Krankenlagern und Sterbebetten öfters sieht; wer in die Herzen blickt, und sieht da die Sorgen, Kümmernisse, Leidenschaften aller Art, die sie selbst zur Zeit des Glückes quälen, — wie aber erst an bösen Tagen aller Freudengeist entflieht, nur Klagen und Zagen, Trauern und Murren bleibt, wie im Sterben so wenige einen offnen Himmel sehen und in Hoffnung selig von der Erde scheiden: der schließt aus den vielen Tanzanzeigen nicht auf die Seligkeit, welche das heitere Christentum der Rationalisten bringt.

Es scheint sich also mit dem freudigen Rechtthun und fröhlichen Himmelswandel im Thal des Todes nicht recht geben zu wollen, wenngleich rationalistische Pfarrer als Kirchweih-Vortänzer ihr Möglichstes thun, ein heiteres Christentum zu verbreiten, wenngleich viele bemüht sind, die Religion so heiter zu machen, daß die lustigsten Zechbrüder damit zufrieden sind und fast die Sprache führen, wie einst im französischen Nationalkonvente gehört wurde:

„Das französische Volk ist ein heiteres Volk, und darum taugt die finstere Religion der schwermütigen Orientalen, die Möncherei, die in den Wüsten Thebais sich gebildet hat, nicht für dasselbe. Wir brauchen einen heitern, fröhlichen Gottesdienst und darum müssen wir uns selbst eine

Religion machen, wie sie unsrem Temperamente und dieser Zeit angemessen ist!"

Es ist bekannt genug, wie fröhlich und selig Frankreichs Bewohner durch die neugemachte Religion geworden sind. — —

Die Rationalisten werden dagegen einwenden: Sieht es auf der Erde auch noch traurig genug aus, braucht man denn dazu Mystizismus, Pietismus, Herrnhutismus, Fanatismus, Kopfhängerei und Schwärmerei, um die Menschen fröhlich zu machen? Man darf nur unsre Moral befolgen und die mystische Influenza fliehen, dann wird alles gut? . . . Sie sagen: ist nicht das gute Gewissen, das reine Herz etwas viel Süßeres als alle Freude, die man der Tugend opfert? —

Gewiß! wenn nur der sündliche Leib nicht wäre, und wenn bei allen Kämpfen nur das Herz so rein bliebe, daß wir nicht mehr beten dürften: Schaffe in mir ein reines Herz! Es ist etwas Gutes, das Horazische: nulla pallescere culpa, nicht erschrecken zu dürfen, wenn ein Gerichtsdiener auf das Haus zugeht: aber es kommt doch ein Gerichtsdiener, vor welchem selbst die Tugend erbleicht, weil er selbst so bleich ist, pallida mors; und wenn, sagt Bias, die höchste Weisheit Erkenntnis der Unwissenheit ist, so muß die höchste Tugend Gefühl der Sündhaftigkeit sein. Da hilft also kein Einwickeln in den zerrissenen Diogenesmantel der Tugend, kein Verbinden des wunden Herzens mit etlichen Lumpen guter Werke und Eigenschaften, und die besten Menschen erfahren das oft am meisten . . .

Das lehrt ihr nun freilich wohl auch, daß nicht die Fluten des Ganges sondern Bußthränen die Sünden abwaschen; ihr geht noch weiter als Seneca, der versichert: quem peccasse poenitet, paene innocens est, ihr macht den Reuigen nicht fast, sondern ganz unschuldig. Aber wie viele werden durch eure Bedrohungen der Sinnlichkeit zur Buße erwecket? Und welches

Herz, das sich selbst verdammt, glaubt euerer Predigt? Ohne Sonne glänzt kein Bogen in den Wolken, ohne Gnadensonne erglänzet kein Friedensbogen der Versöhnung auf den Thränen der Buße. Darum predigen wir den, der vom Kreuze ruft: Mir hast Du Arbeit gemacht mit Deinen Sünden, ich, ich tilge Deine Uebertretung! — Das heißet ihr die schreckliche Bluttheologie der Mystiker, die Angst und Schrecken erregt und geradezu gegen die Absicht des Herrn streitet, der darum am Kreuze gestorben sein soll, um eine lustige Religion zu stiften . . . die Mystiker dagegen glauben an das Wort: Wenn ich erhöhet werde von der Erde, will ich sie alle zu mir ziehen, und die Erfahrung lehrt, daß solches geschieht, wenn auch der Herr nicht sogleich im sanften stillen Sausen, im Wehen des heiligen Geistes, sondern, wie dem Elias, erst nach Sturm, Feuerflammen und Erdbeben erscheint.

Es sind für manchen angstvolle Stunden, bis der neue Mensch aus dem Geist geboren wird, manchem wird es auch schwindlich, wenn er in diese Tiefe der Geheimnisse und Erbarmungen Gottes blickt. Aber soll deswegen der neue Mensch nicht geboren werden? Soll deswegen niemand die Erbarmungen Gottes betrachten? Wollen wir den Frieden, der höher ist als alle Vernunft, den die Welt nicht gibt, wollen wir die Freude, die niemand von uns nehmen kann, wollen wir die Seligkeit der Seele in der Empfindung der überschwenglichen Gnade Gottes in Christo Jesu, so müssen wir an den Gekreuzigten glauben, der den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit ist, jetzt wie sonst, nur mit dem Unterschiede, daß sonst Juden und Griechen ehrlich bekannten, sie wären Juden und Griechen. —

Es hat einer von euern eignen Predigern seine Klage in alle Welt ausgesendet, daß Glaube, Hoffnung, Liebe, wie einst die Asträa, von der Erde entflohen seien. Hat sie der

Mystizismus vertrieben? Warum bringt sie denn die weitverbreitete Rationalisterei nicht sogleich wieder zurück, das Leben zu erheitern, wo Weinen die erste und gewöhnlich auch die letzte Stimme des Menschenkindes ist? — Darum wollen wir nicht eure traurige Heiterkeit, ihr Prediger der lustigen Vernunft, sondern predigen den, der mit seinem Blut die Kinder des Zorns zu Kindern der Gnade macht, daß der Herr, wenn auch nach Sturm, Feuerflammen und Erdbeben, doch endlich im sanften stillen Sausen des Geistes mit ewiger Gnade und ewigem Troste kommt."

Das waren die Schläge, unter welchen der Rationalismus in der bayerischen Landeskirche allmählich seinen Boden verlor. Daneben wurden aber, wie Thomasius sagt, die homiletischen Beiträge im Korrespondenzblatt immer gediegener. Namentlich waren es wieder unter anderm Reden und Predigten von beiden Bomhard, welche von Tag zu Tag die Bedeutung des Blattes hoben.

Ich schließe meine Darstellung, welche ihrer ganzen Natur nach keineswegs eine Geschichte jener Bewegung sein konnte, sondern nur die Anteilnahme der beiden Bomhard an derselben skizzieren wollte, mit den Worten August Bomhards, welche er zu Anfang des Jahres 1827 an Christian schrieb. Sie erscheinen mir geeignet, so recht klar noch einmal vor Augen zu führen, was jene Männer erstrebten, und von welcher Begeisterung sie dabei getragen waren. Wir lesen da:

„Daß unser Korrespondenzblatt eine immer größere Bedeutung für die Zeitgeschichte erhält, ist keine Frage. Es hat seit geraumer Zeit seine richtige Stellung gewonnen und behauptet sie männlich. Was noch glaubig heißt im deutschen Vaterlande, sammelt sich allmählich zu dieser stolz wehenden Fahne. — — — Das Schwert, welches wir führen, ist ein furchtbares, und kann auch in schwachen Händen nur erlegende

Streiche austeilen; denn es schneidet von selber. Verloren im voraus ist jede Anstrengung der Gegner, da sie immer und allezeit auf den Punkt hingedrängt und geworfen werden, der ihnen den Hals bricht, und über den sie sich daher nie zu erklären wagen, auf den Punkt: Wie dünket euch um Christo? Hat er Wahrheit oder Lüge geredet? Es ist ganz nichts anderes, als eine abermalige Reformation im Sinne Luthers und nach dem Bedürfnis der jetzigen Zeit, was im Werk ist — eine abermalige Erhebung des göttlichen Wortes über die dumme und schamlose Anmaßung des Mönchsgesindels dieser Tage. Die Franziskaner, Dominikaner u. s. w. dieser Zeit werden jämmerlich in die Enge getrieben durch das einfache ewige Wort der h. Schrift, welches sich in seiner unvergänglichen Gewalt und Majestät überall wieder erhebt und die Fesseln, womit die Thorheit es darnieder zu halten gedachte, zersprengt, wie Simson die hänfenen Stricke der Philister.

Du hast mir neulich Scharfsinniges und Schönes über den Rationalismus geschrieben; ei, dieser Rationalismus, wie ihn z. B. unser Lehmus führt, ist mir vollkommen recht; den Glauben begreifen zu wollen, ist wenigstens eine große Idee und ein edles Bestreben, wenn ich es gleich für nicht ganz möglich halte, und, wie dem auch sein möge, ganz gewiß weiß, daß es nur ungemein wenigen gelingen kann, und für die Millionen der Christenheit ein unnötig und absolut unmöglich Ding ist. Es ist der verfluchte, geistlose, ganz dumm gewordene After-Rationalismus, der so unermeßlich überhand genommen hat, den wir mit aller Gewalt bekämpfen müssen — es ist hauptsächlich das Gebiet der praktischen Theologie, aus welchem wir ihn hinausschlagen wollen. — —

Ich habe einmal eine Reformations-Predigt gelesen, ob gut oder schlecht, weiß ich nicht mehr; aber ihr Thema fällt mir jetzt oft ein: Daß dem Irrtum gerade dann entgegen

gearbeitet wird, wenn er am meisten sucht, sich geltend zu machen.“

Blind gegen die Fehler, welche in diesem Streit mit unterliefen, war August Bomhard durchaus nicht. Er spricht darüber mehrmals recht unverhohlen seine Meinung aus. So lesen wir in einem Brief an Christian:

„— — Es freut mich sehr, daß Dir meine Neujahrspredigt gefallen hat; ich habe darüber schon manches erbauliche Wort gehört, und will nun öfter etwas solcher Art in das Korrespondenzblatt setzen lassen. Ich sehe ein, daß dieses dort nötig ist, und bin auch nicht für das beständige Polemisieren. Es sind dort einigemal Tölpeleien vorgefallen, die niemanden mehr ärgern konnten, als Heinrich und mich. Aber deswegen dürfen wir die gute Sache nicht fallen lassen. Ein einziger von Heinrichs gewichtigen Aufsätzen hält schadlos für viel Schiefes von andern.

Übrigens irrst Du, wenn Du unser Streben für vergeblich hältst; jeder Zentrifugalkraft muß eine Zentripetalkraft entgegenwirken, wenn der Stern seine rechte von Gott gewollte Bahn beschreiben soll; unsere Kirche würde ins Endlose hinausfallen, das Christentum würde zu Grunde gehen unter den Händen der Philosophen ebensowohl, als der schändlichen Gemeinheit, wenn nicht der einfache, feste, unbewegliche und geistreiche Bibelglaube zum ewigen Zentrum der Wahrheit hinstrebte.“ —

Das Blatt Brandts verabschiedete sich im Jahre 1836 nach wohlgelöster Aufgabe mit einem schönen „Valetsegen“ aus Heinrich Bomhards Feder von seinen Lesern. Die Verbreitung desselben war in der Periode des heftigsten Kampfes eine sehr große. In ganz Deutschland las man es vielfach auf altgläubiger Seite, manche Exemplare machten sogar ihren Weg nach England und Nordamerika.

Einst kam nach vielen Jahren ein norddeutscher Graf — wenn ich nicht irre, so hieß er Senfft-Pilsach — ins Pfarrhaus von St. Jakob; er war in Stuttgart gewesen und nahm einen weiten Umweg, nur damit er den Mann von Angesicht zu Angesicht schauen könnte, dessen Wort einst auf ihn und seine Jugendfreunde einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. „Stundenweit“, so erzählte er, „sind wir als Studenten in Dorpat der Post entgegengegangen, welche eine neue Nummer des Korrespondenzblattes bringen sollte und in ihr vielleicht einen Aufsatz aus der Feder eines der beiden Bomhard.“

Die Familie.

Wenn man vom Perlachberge, einem steilen Hügel in Mitte Augsburgs, herabkommt und hat sich zwischen den rauchenden Bräuhäusern der originellen, altertümlichen St. Jakobs-Vorstadt bis zur Kirche hindurchgearbeitet, so sieht man rechts davon, durch die Straße getrennt, einen hohen Giebelbau, wohl über vierhundert Jahre alt. Es ist das Pfarrhaus.

Wie steigst du, graues Gebäude, so lebhaft vor meiner Erinnerung auf. Wieder trete ich, wie vor vielen Jahren, durch die kleine, dunkle Thüre, gehe vorbei an der kühlen Waschküche mit ihrem murmelnden Röhrenbrunnen, in den engen, schattigen Hof, wo die alten Kastanien stehen, steige die Treppen empor und alles zieht vor meinen Augen vorüber: Die stille Studierstube mit den vielen dicken Büchern, das große Familienzimmer mit seinen traulichen Ecken, mit dem Kachelofen, dem Sorgenstuhl, dem runden Tisch, dem glänzend polierten Flügel, den schönen Wachsblumen an den Fenstern

und den alten Ölgemälden an den Wänden, — es ist alles beinahe wie ein Märchen; denn es ist ja vergangene Zeit.

Und dann denke ich weiter an die gewundenen Korridore, an die lange Flucht von Zimmern — dem Kinde erschien alles sehr großartig — an die steingepflasterte, helle Küche mit ihren blitzblanken Zinntellern und glänzenden Kupfergeschirren, und am Herde waltet die Freundin meiner Kinderjahre, die alte, treue Köchin aus Schwabenland mit ihrem guten, faltigen Antlitz und dem unerschöpflichen Schatz von Sprichwörtern, mit denen sie ihre Rede zu zieren pflegte. Ich durchlebe sie wieder die seligen Stunden, in welchen wir die geheimnisvolle Rumpelkammer mit ihrem Urväterhausrat durchstöberten, die gruseligen Entdeckungsreisen, die wir zuweilen, wenn draußen Regentage waren, auf die weitgedehnten Speicher unternahmen. Drei Stockwerke hoch lagen sie unter dem gewaltigen Dache, öde Räume mit bestäubtem Gebälke, Tummelplätze spuckhaften Getiers; und dazwischen drinnen uralte, kleine Kammern, kahl und verlassen — es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich an jenes Fenster, dessen zerbrochene Scheiben leise im Winde klirrten, an diesen Herd, auf dem noch Aschen- und Kohlenreste, stumme Zeugen einstiger Ansiedlung, lagen, ein verhutzeltes Mütterchen zu denken mit Spindel und schnurrendem Kater — ganz wie wir's im Dornröschen gelesen. Und auf einmal kam das Grauen über uns und eilig liefen wir die krachenden Treppen hinunter. —

Fünfundvierzig Jahre hat Bomhard in diesem Hause gewohnt, fünfundvierzig lange Jahre war es der Schauplatz eines reichen Familienlebens mit all dem Wechsel von Freud und Leid, wie er das Dasein des Menschen beherrscht.

Die Seele des Hauses aber ist die Frau. Wenn der Mann auch Stellung und Ansehen der Familie nach außen

hin schafft und vertritt, so ist es doch ihr Geist, welcher dem Ganzen erst seinen eigenartigen Stempel aufdrückt.

Und Bomhards erste Gattin, Jeanette, tritt uns auch als eine jener verehrungswürdigen Frauennaturen entgegen, welche in einer harmonischen Gestaltung des Familienlebens die höchste Aufgabe ihres Daseins erkennen. „Sie war eine Frau," erzählt uns die Selbstbiographie Bomhards, „wie sich ein Mann nur eine von Gott erbitten kann, von einem aufgeweckten, heiteren Gemüte, bei aller Lebhaftigkeit von wahrhaft unvergleichlicher Geduld, Sanftmut und Herzensgüte, gründlich geschult in allen weiblichen Arbeiten und in der Führung des Hauswesens. Höchst einfach, häuslich und thätig verzichtete sie leicht auf alle Vergnügungen außer dem Hause und fand ihre Freude im Glück ihres Mannes, in der Erziehung ihrer Kinder und in Werken der Liebe."

Hier lesen wir auch folgende kleine Erzählung, welche die Herzensgüte dieser Frau in einem schönen Lichte erscheinen läßt:

„Es lebte damals in Augsburg eine sehr bejahrte fremde Pfarrerstochter in äußerster Dürftigkeit; ihr Bruder, ein Pfarrer in Mittelfranken, bei dem sie lange gelebt hatte, war in großer Armut gestorben. Niemand nahm sich ihrer an; so begab sie sich hieher zu einer Verwandten ihres Bruders, die aber selbst eine dürftige Witwe war und beim besten Willen nichts für sie thun konnte, als ihre Stube mit ihr zu teilen.

Mit einer kleinen Unterstützung vom Kirchenregiment und von anderen Wohlthätern konnte sie ihr Dasein notdürftig fristen, versank aber auch durch leibliche Gebrechlichkeit in immer tieferes Elend. —

Eines Tages kam meine Frau aus der Kirche, wo ich über das Evangelium vom reichen Mann und armen Lazarus gepredigt hatte, und bat mich mit Thränen in den Augen um die Erlaubnis, jene unglückliche Person in unser Haus nehmen

zu dürfen. Sie ist ja, sagte sie, wirklich der arme Lazarus und wir sind im Verhältnis zu ihr der reiche Mann. Ich bewilligte ihr dieses natürlich gerne mit einem Kusse, bemerkte ihr aber dabei, was die Welt dazu sagen werde: Einige werden sagen, „sie ist eine nahe Verwandte von ihnen und sie mußten sich ihrer endlich gezwungen annehmen — Schade genug, daß sie es nicht schon lange freiwillig gethan haben.“ Andere: „Sie hat noch eine bedeutende Erbschaft zu hoffen, darauf ist es abgesehen.“ Noch andere: „Wir hätten die Leute für gescheuter gehalten, als daß sie sich eine solche Last aufladen sollten.“

Meine gute Jeanette lächelte ungläubig zu dieser Weissagung und ließ die arme Person ins Haus bringen, gab ihr ein gutes Zimmer und Bett und verpflegte sie mit Sorgfalt und Liebe wie eine Tochter. Nicht lange darauf erfuhr sie durch eine Freundin, wie ganz richtig ich ihr das Urteil der Welt über solche aufopferungsvolle Werke der christlichen Menschenliebe vorausgesagt hatte, ließ sich aber dadurch nicht im geringsten irre machen. Mich aber hat es innig gefreut, die Gesinnung meiner seligen Mutter auch in meiner Gattin zu finden.“

Im Jahre 1825 wurde den Eltern das erste Kind, ein Mädchen, geboren, und mit ihm ging dem Vater, wie er selbst sagte, ein neues Sternlein auf, welches, so klein es war, bald eine mächtige Gewalt über sein ganzes Wesen gewann. Nachdem 1828 noch ein Mädchen hinzugekommen war, schenkte zwei Jahre darauf Frau Jeanette dem überglücklichen Gatten einen Stammhalter — so glaubte und hoffte man wohl von dem Knäblein, aber ach, es sollte nur eine kurze Freude sein, welcher einst ein bitteres Ende gesetzt war.

Kräftig wuchsen die Kinder heran, die Eltern freuten sich an ihrem Anblick und die Zeit rückte unvermerkt vor. Was

sollte da viel zu erzählen sein? Im allgemeinen gilt wohl von dieser ganzen Periode, was August im Dezember 1826 an den Bruder schrieb:

„Die kurzen Wintertage schlüpfen in höchster Einförmigkeit und wunderbarer Geschwindigkeit vorüber, und merkte man's nicht an herabgebrannten Lichtern, zerrissenen Hosen, wackelnden Zähnen — so sollte man oft kaum glauben, daß man schon wieder so viele Tage und Monden zurückgelegt hat. Immer einerlei Ton und einerlei Farbe; und doch ist dieses das beste Leben für unser einen, wiewohl man es nicht ein Jahrtausend so fortsetzen möchte."

„Aber einen guten Chronometer," heißt es dann weiter, „von der erfreulichsten Art habe ich freilich an meinem Marielein; da sehe ich täglich mit Verwunderung die Zeugnisse und Wirkungen der Zeit, sehe, was es um ein Jahr im Menschenleben für ein groß Ding ist. Du hast schon drei solche Uhren und kannst Dich also noch viel weniger, als ich, über den alten Marschall Vorwärts täuschen, der uns so strenge kommandiert und uns versteckten Batterien entgegentreibt. Aber Du und ich, wir wissen uns über sein scharfes Kommando zu trösten, denn wir kennen den gewissen Sieg, dem er uns zuführt, und bezahlen denselben gerne mit einer Haut, die um keinen bessern Preis losgeschlagen werden könnte."

Ein Bild glücklichen Familienlebens zeigt uns auch eine Briefstelle aus dem Anfange des Jahres 1831.

Bomhard schildert das Weihnachtsfest, das erste nach der Geburt seines August. Dem Jubel der älteren Kinder sah er von seinem Lehnstuhle aus zu und indem seine Augen dann auf dem süßen Knäblein ruhten, das er auf den Schoß genommen, läßt er sinnend alte Zeiten an sich vorübergehen.

„Es ist nicht das erste Mal," lesen wir da, „daß ich Weihnachten als Hausvater gefeiert habe; aber es übernimmt

mich jedesmal aufs Neue das Gefühl der Verwandlung, die, zwar schon seit manchen Jahren, mit mir vorgegangen ist. So vergoldete sonst unser lieber seliger Vater die Äpfel und Nüsse — so zündete er mit dem neuen Wachsstock den Baum an — so hieß er die harrende, fröhliche Herde hereinstürzen — so saß er mit seiner Pfeife, müde von des Tages Arbeit, im Lehnsessel, und fing an mitten unter dem Lärm zu nicken. Das alles ist nun mein Amt und Los geworden — und jene Hausmutter, aus deren gütigen Händen ich sonst den Äpfelkrapfen mit unmenschlichem Vergnügen und Appetit empfing, die ist nun meine Hausehre und teilet unseren Kindern den Raub aus! Nein, es gibt sonst nichts im Leben, was so mächtig in die frühesten glücklichen Tage zurückversetzt und mit so wunderbarem Zauber Kindheit, Mannheit und Alter in einander vermischt, als die Christkindleinsfeier."

Immer um die heilige Zeit brach so recht die herrliche Kindernatur seines Gemütes durch. So schreibt er im nächsten Jahre: „Die Kinder freuen sich gewaltig auf das liebe Christkindlein, die Mutter macht allerhand Dockenzeug mit fleißiger und künstlicher Hand — der Vater kreucht manchmal seinem Büblein zu Gefallen ein Stücklein auf allen Vieren mit — eine Predigt im Kopf und ein Dockelchen im Maul." Und wiederum — es war zu Weihnachten 1835 — ruft er aus: „Ich höre ein altes Lied, ganz unverändert, nur daß jetzt andere Sänger es singen — ein alter Traum kommt mir in die Phantasie, denn die jungen Träumer um mich her reden davon im seligen Schlummer. ‚Es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, so könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.'"

Wir haben im vorigen Abschnitte gesehen, wie Bomhard überall, wo es galt, den Menschen gegenübertrat als furchtloser, unbeugsamer Bekenner; der Bruder in Ansbach sagte

einst von ihm: „Die Reinheit, die Wirksamkeit und Würde seiner Kirche zu erhalten, zu schützen, zu mehren: diesem Bestreben ist seine ganze Existenz mit aller Energie und Aufopferung gewidmet. Luthers kühner Geist lebt in ihm, er würde im Notfalle das Martyrium nicht scheuen, um die Rechte der protestantischen Kirche zu wahren."

Und in der That, alles, was er schrieb und sprach, atmet diesen kühnen Geist, seinen Feinden erschien er sehr gefährlich, als der Gefährlichsten einer, seine Freunde riß er durch sein Wort und Beispiel mit sich fort — das war eine Seite seiner Erscheinung; aber wenn man sein Wesen ganz verstehen will, so muß man ihn im Schoße seiner Familie aufsuchen; denn hier lagen die Wurzeln seiner Kraft, hier erst erkennen wir die Ursache jener immer gleichbleibenden Ruhe nach außen, in seinem Verhältnisse zu Weib und Kindern zeigt sie sich am unmittelbarsten — und was war es anderes, als eine fromme, weiche, gottergebene Kindernatur?

Eine Kindernatur im Glück — aber auch im Unglück. Denn nicht lange, dann brachen schwere Zeiten über sein Haupt herein.

Nachdem Frau Jeanette noch zwei Mädchen das Leben geschenkt, begann ein tückisches Leiden langsam ihre Gesundheit zu untergraben. Vier Jahre währte das Siechtum. Was menschliche Kunst vermochte, ward in Anwendung gebracht. Im Jahre 1837 versuchte man es noch mit einem Badeaufenthalt in Kissingen. Vergebens. Die Kranke fand keine Heilung; ihre Leiden steigerten sich immer mehr und nach bitterer Qual, getragen durch unbezwingliches Gottvertrauen, klaglose Geduld, Ergebung, Standhaftigkeit und freie Hoffnung auf die Gnade Gottes schlief sie in den ersten Tagen des Jahres 1839 sanft in die Ewigkeit hinüber.

Es muß eine furchtbare Leidenszeit für Bomhard ge-

wesen sein; einmal preßte ihm der Jammer die Worte aus: „Am liebsten möchte ich nichts mehr von mir selbst wissen, um nicht mehr zu wissen, wie hart mein Haus heimgesucht ist;“ und wieder — er hatte lange nicht mehr an den Bruder geschrieben —: „Das Unglück ist stumm — — — fast alle Stunden, die ich von Amtsgeschäften erübrigen kann, bringe ich an einem Orte zu, den Du leicht erraten wirst. Nein, von einer solchen Heimsuchung der schweren Hand Gottes hat unser ganzes Haus noch nie etwas gewußt, ich selbst habe an andern in meinem fünfzigjährigen Leben nur selten etwas Ähnliches, das Nämliche noch niemals gesehen!“

Welch ein schneidender Kontrast zu jenem Glücke, das er vier Jahre vorher in einem Briefe zum Ausdruck gebracht hatte: „Ich habe jetzt ein Haushalten beisammen, das nichts zu wünschen übrig läßt, als daß es fortbestehen und gedeihen möge; eine brave Frau, fünf gesunde, muntere Kinderchen“ — — — und nun stand er an dem Sarge, der sein Teuerstes barg, mit seinen Kindern, die der Mutter so sehr bedurft hätten, und klagte:

„Ich bin als einer, der in der Asche, in die sein stolzer Palast zusammengesunken ist, sich aus den Trümmern eine arme Hütte gebaut hat, um darin elend wohnen zu können.“

Aber das Maß seiner Leiden war noch nicht gefüllt.

* *
*

Im November des Jahres 1840 zog ein düsterer Gast in das Haus Bomhards ein — der Scharlach, diese Geißel der Kinder. Zuerst wurden die Mädchen krank, und dann legte sich auch, um nicht mehr aufzustehen, der kleine August, welcher im Herbste zuvor in die Lateinschule eingetreten war.

Der letzte Satz, welchen er in sein Schulheft geschrieben, hieß: „Gegen tödliche Krankheiten haben die Ärzte kein Mittel.“

Ein sehr klarer und einfacher Spruch, so selbstverständlich mitten in einer Welt der Hinfälligkeit und des Todes — und doch glaubte der arme Vater, es müsse ihm sein Herz brechen, als sich diese Worte so plötzlich an seinem Liebling erfüllten und kein Mittel mehr zu helfen vermochte.

Was Bomhard in jenen Tagen litt, das konnte seine Umgebung nur ahnen. Man wußte, daß die Narben, welche aus dieser Trauerzeit blieben, ihn das ganze Leben hindurch schmerzten. Als man aber nach seinem Tode die nachgelassenen Papiere ordnete, da fanden sich in einer Schublade des Schreibtisches einige vergilbte Blätter, die, ein stummes Zeugnis aus jenen Trauertagen, mit einemmale die ganze düstere Zeit, seit der ein Menschenalter verflossen war, vor die Augen der Kinder brachten. Es stand da geschrieben:

„21. Novbr. 1840.

Ich hatte gewähnt, das Schwerste meines Lebens hinter mir zu haben, am 8. Januar 1839 — ich hatte mich geirrt; schon das nächste Jahr bringt mir etwas, das an Bitterkeit und Schärfe des Schmerzes jenem vollkommen gleich ist, wohl ihn übertreffen mag.

Wenn vielleicht in späten Tagen ein Auge diese Zeilen liest, so soll es wissen, daß sie aus einem hartgeängsteten, gequälten, zerknirschten Vaterherzen geflossen sind, daß es eine gewaltige, sehnsuchtsvolle, unaussprechlich leidende, doch in Gott sich aufrichtende, in Christi Wunden Linderung und Kühlung suchende und findende, daß es eine unsterbliche, ihres Sieges über Tod und Grab, ihrer Unvergänglichkeit und ihres dereinstigen Triumphes in dem Fürsten des Lebens sich jetzt schon einigermaßen bewußte — daß es eine solche Liebe war, die hier ihre Seufzer ausgehaucht, ihren Jammer angedeutet, ihre Hoffnung ausgesprochen hat. Die Liebe höret nimmer auf, sie ist stärker als der Tod, die großen Wasserfluten vieler

Thränen löschen sie nicht aus, sondern geben ihr neue Nahrung, die Veränderungen und Begebenheiten vieler Jahre können vielleicht einen leichten Nebel über sie verbreiten, aber ein Hauch der Erinnerung, ein einziger Gedanke der Einsamkeit zerstreuet ihn in einem Augenblick — ihre alten grünen Auen zeigen sich wieder, ihre glänzenden Blumen schimmern und duften wieder, ihre seligen alten Harmonieen erklingen aufs Neue, ihre tausend goldnen Frühlingsstrahlen leuchten wieder in das Herz.

Wären doch die schnellen Gedanken sogleich Worte und die wechselnden mächtigen Empfindungen sofort Gedanken — ich würde hier schreiben, was auch für den Fremden und Nachgebornen lesenswürdig und ergreifend sein sollte — es würde einen starken Nachklang dieser Stunden, die ich seit einigen Tagen durchleben mußte, in jeder Brust wecken; es würde Vieles darin sein für Väter, Mütter und Kinder rührend und lehrreich, Manches auch für den Christen erfreulich, Einiges zu des Herrn Ehre, Anderes zu gequälter Herzen Trost. Es würde die ganze Schwachheit, Verzagtheit, Ohnmacht, Glaubensunfähigkeit, knirschende Widerspenstigkeit, zürnende Unzufriedenheit eines armen, sündhaften, von den finstern Mächten des Abgrunds angefochtenen und gepeitschten Menschenwesens offenbar werden, der trübe Niederschlag und Bodensatz des Herzens, der in stillen Tagen sich tief hinuntersenkt, daß man kaum etwas von ihm weiß, aber vom Sturm des Unglücks aufgerüttelt wird und erschreckt mit seiner Erscheinung; es würde aber auch die Rede des Geistes Gottes gehört werden, der mahnend, warnend, beschwichtigend, tröstend und verheißend durch Sturm und Wetter seine Stimme tönen läßt, es würden die Streiflichter von oben gesehen werden, die hier und da mitten durch die Finsternis glänzen und von der hellen Gnadensonne zeugen, die hinter und über dem Grauengewölke des

Jammers und des Todes strahlt — es würde etwas von jener göttlichen Kraft sich fühlen lassen, die in unserer Schwachheit mächtig sein will — es würde auch der Glaube von fern erscheinen, der uns den Sieg gibt, welcher die Welt überwindet — man würde den Seufzer jenes bedrängten Vaters ausgelegt finden. „Ich glaube, lieber Herr hilf meinem Unglauben!“ Man würde des Herrn Wort besser verstehen „In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden!“

Ja, Angst — das fühle ich — sie kehrt, hundertmal zurückgeschlagen, hundertmal zurück, wie der Sturm den Wipfel des Baumes sich nur aufrichten läßt, um ihn wieder zur Erde zu beugen, und die Axt sich nur zurückzieht, um ihre grausamen Schläge zu erneuern. Ich habe dann Perioden, fast Stunden der Ruhe und Stille — vielleicht auch, wenn gerade eine fromme Seele für mich im Gebete vor Gott liegt — es kehrt aber dazwischen der Schmerz zurück wie ein Riese, und das Heulen meines Herzens bricht aus Lippen und Augen, wie ein angeschwellter Strom seinen Damm durchbricht.

O Phantasie, Phantasie — mit deinen tausend lebendigen Farben und Bildern, mit deiner hellen Erinnerung in zahllosen Formen auftauchend aus dem Schoße der Vergangenheit, mit deiner Zauberkraft zu verschönern und zu verdüstern, zu beseligen und zu verdammen — du bist in solcher Lage unsere geschäftigste Peinigerin, der wir uns immer aufs Neue hingeben, denn es ist ein Honig mit deinem scharfen Stachel verbunden, es begleitet ein Flügelfächeln dein Herzblutsaugen, es laden gaukelnde Lichter in deine angstvolle Tiefe.

Hier war ich glücklich und dort war ich glücklich, da habe ich mich seiner gefreut, und da hat mich seine Liebenswürdigkeit entzückt — das war ein froher Tag, und jene war eine selige Stunde — da hatte ich gezittert, aber Gott hat

erhört und errettet, und ich durfte ihn preisen — da ist der Stuhl und der Tisch und das Buch und das Kleid und das Spielzeug, und dort der Hof und der Garten, die Wiese und der Wald, die Schule und die Kirche, der Lehrer und der Gespiele — o wie das alles lebt und redet und erzählt, und wie das alles in Einem Odem lächelt und weint und seufzt! Daß man doch nicht davon wegkommen kann — daß man immer wieder und wieder dazu zurückkehren muß, wie die Mücke zu dem lieblichen verzehrenden Lichte! Das Kind lebt in der Gegenwart, die Jugend in der Zukunft, der Mann in der Vergangenheit; darum ist bei ihm ein solcher Schmerz am tiefsten und am schwersten zu heilen.

Droben liegt es in seinem kleinen Sarge, mein holdseliges Kind, heute noch — morgen um diese Zeit liegt es draußen. Schön liegt es da, auf Blumen gebettet, bedeckt mit Kränzen und Bändern — und den möchte ich sehen, der mir diesen Anblick beschreiben könnte, diesen rührenden, heiligen, herzdurchschaudernden, geisterhebenden Anblick aus solchem bleichen, stillen, süßen Engelsangesicht im Sarge! Man kann sich nicht satt daran sehen, man muß reden, fragen, bitten, beten. Das wenigstens möchte man so behalten dürfen, so lange man hier ist — umsonst, auch dieses nimmt eine strenge Notwendigkeit — eine blonde Locke allenfalls, sonst nichts bleibt dir von der allerlieblichsten Gestalt. Doch eine freundliche Einrichtung der Natur, eine Güte des Herrn, daß wenigstens so viel unverändert bleibt. Von der Krone, die das kindliche Haupt schmückte, soll ich mir eine Hand voll Goldes behalten, zum Unterpfand jener Krone, in der ich es einst wieder sehen werde.

O mein Kind, mein geliebter Sohn — du warst holdselig und lieblich im Leben, und du bist es auch im Tode noch! Ja ich habe das Edle und Schöne deiner ganzen Bil=

dung, die wunderbare Anmut und Süßigkeit aller deiner Züge von der offenen Stirne bis zum runden Kinn nie so ganz klar geschaut, gewußt und empfunden, wie jetzt an dieser stillen weißen Marmorbüste — ich sehe, daß nichts zu dem Antlitz eines schlafenden Engels fehlt, und ich kann es nicht anders als notwendig finden, daß du so frühe dorthin berufen worden bist, wo deine rechten Gespielen und Freunde sind. Ich möchte dich beschreiben können, wie du nach deinem auswendigen und inwendigen Menschen unter uns erschienen bist, ich kann es aber nur sehr unvollkommen und oberflächlich thun — niemand hat jemals die Schönheit und die Anmut mit Worten einem andern genügend beschrieben, so wenig als den Schimmer der Morgenröte oder den Duft der Rose und den Zauber des Nachtigallengesanges.

Schön war mein August, von feiner, schlanker Gestalt, und groß für sein Alter, zierlich und vom richtigsten Ebenmaße die Glieder — das Haupt edel geformt und von reichen goldnen Locken gekrönt, die Stirne hell und offen, die Nase ungemein schön und fein, der Mund purpurn, köstlich mit ein wenig aufgeworfnen Lippen, die Wangen voll und blühend, die Farbe des Gesichts sehr weiß, zart, mit dem feinsten Rosenrot gemischt, das bei äußerer oder innerer Bewegung schnell und herrlich erglühte. Und was soll ich von den Augen sagen, ach von diesen lieben, großen, blauen Augen, aus denen nur Klarheit und Klugheit, Sanftmut und Liebe, Offenheit und Wahrheit blickte — die Augen seiner verklärten Mutter, der Spiegel einer durchaus reinen, unaussprechlich liebenswürdigen Seele!

Und so war sie auch, deine Seele! Ich weiß wohl, geliebtes Kind, daß du auch nicht ganz frei von dem Erbübel unserer Natur gewesen sein kannst, du könntest sonst nicht deines Vaters Sohn gewesen sein. Es würde auch wohl in

späteren Jahren manches zum Vorschein gekommen sein. Aber in deinen Kinderjahren, die gerade mit deinem Heimgang endigten, habe ich wirklich nichts davon bemerken können, da hat deine Taufgnade mit göttlicher Gewalt in dir vorgeherrscht, da war dein ganzes Wesen und Leben wirklich ein reiner Abglanz jener ersten Unschuld und Seelenschönheit im Paradies. Es ist viel gesagt und muß zu viel gesagt scheinen, aber es ist durchaus die vollkommenste Wahrheit: ich habe in den zehn Jahren deines Daseins nie auch nur einen Augenblick Ursache gehabt, unzufrieden mit dir zu sein, habe niemals auch nur die leiseste Spur von Neid, von Unfolgsamkeit, von Unwahrheit, von Bosheit an dir bemerken können, sondern immer und überall nichts als Liebe, Gehorsam, Wahrheit und höchste Herzensgüte — und das nicht etwa bei einem trägen, phlegmatischen Wesen, sondern bei einem ungemein aufgeweckten, lebhaften Temperamente, bei einem immer muntern, lebensfrohen, kräftigen Sinne. Nie durfte man dir etwas zweimal befehlen, an den Augen sahest du deinen Eltern ihren Willen ab und thatest ihn, eh' er ausgesprochen war. Welche Freundlichkeit gegen deine Geschwister, welche Friedsamkeit gegen die älteren, welche Zärtlichkeit gegen die jüngeren! Ich habe nie ein einziges Wort von deinen Lippen gehört, das Tadel verdiente, und doch hätte ich für so etwas keine stumpfen Ohren gehabt.

Trefflich waren die Anlagen und Fähigkeiten, die von der Hand des Schöpfers in deinen jugendlichen Geist gelegt waren, die sich früh zeigten und entwickelten zu meiner Lust. Eine sehr gute Fassungsgabe für jeden Gegenstand des Wissens, eine feine, scharfe Beobachtungsgabe, welche Dinge und Personen mit einer Richtigkeit beurteilte, die mich oft mit Verwunderung erfüllte, ein sinniger, denkender Verstand, der in ernster Betrachtung bei einer Sache zu verweilen pflegte und

mich durch Antwort und Frage oft überraschte, eine unermüdliche Aufmerksamkeit auf jedes Wort deiner Lehrer, eine bedeutende Anlage zum Humor und Witz von der gutmütigsten Art, ein außerordentlich gutes, glückliches Gedächtnis, eine lebendige Einbildungskraft, die sich auf das Entschiedenste kund gab — das waren die schönen Talente, von deren Ausbildung ich mir so große Hoffnung machte. Hiezu ein offner Sinn für das Schöne, der sich in Lust zur Musik, zum Gesang und zum Zeichnen bethätigte — und welch eine innige, herzliche Freude an der Natur und an allen ihren wunderbaren Produkten! Wie ging dir das junge Herz auf in Vergnügen und Erstaunen beim Anblick eines noch unbekannten Tieres, eines noch so kleinen Insekts, einer neuen Pflanze und Blume, eines Steins, einer Muschel! Ach neulich noch, das Sonnen-Mikroskop — wie hat es dich ergötzt, wie hast du seine schauerlichen Gestalten sofort in Papier ausgeschnitten und im Schattenspiel deinen kleinen Geschwistern gezeigt!

Vornehmlich aber das Beste, Gott sei Dank, das Beste ist frühzeitig in einem hohen Grade dein Eigentum geworden, die christliche Gottseligkeit, die Freude an Gottes Wort und am Gebete, die Liebe zu Jesu Christo! Du freutest dich herzlich, wenn ich dir und deinen Geschwistern ein schönes Kindermärchen erzählte; doch noch mehr, wenn ich an stillen Sonntagen abends euch eine Bibelstunde hielt und von unserm lieben Erlöser und von seinen herrlichen Reden, Wundern und Thaten euch sagte. Wie hell klang deine liebliche Stimme in unserm Gesange: „Mein liebster Freund ist in dem Himmel.“ Wie warst du so ganz Ohr beim öffentlichen Religionsunterrichte, wie schnelle und große Fortschritte hast du gemacht in der Erkenntnis der heilsamen Wahrheit! An deinem Sterbebette habe ich erfahren, wie fest und gut, wie wirksam und lebendig unser heiliger Christenglaube in deinem jungen Herzen war.

Wenn deine Beängstigung und Qual noch so groß war, die Wangen brannten und der heiße Odem in kurzen, schnellen Zügen ging, sobald ich mit dir von unserm lieben Heiland redete, so lächelte dein ganzes Angesicht und Ruhe und Freude der Verklärten breitete sich auf mehrere Minuten über alle deine Züge aus. O welch ein Augenblick, als es dir, da dich meine Thränen benetzten, leid war, mich durch dein Scheiden betrüben zu müssen, als du schmeichelnd sprachst: „Vielleicht, liebes Vaterlein, wenn ich Gott herzlich bitte, vielleicht läßt er mich dir, damit du dich nicht so über mich betrüben mußt — ich will es sogleich thun“ — als du nun beide Händchen empor hubst und mit schwacher, etwas lallender Stimme Gott batest, um deines lieben armen Vaters willen dich wieder gesund werden zu lassen — „du hast ihm ja,“ schloß das Gebet, „das gute Mütterlein schon genommen!“ — Guter Gott, ich dachte schon gewonnen zu haben; da setzte mein liebes, frommes Kind, indem es sein Haupt auf die Seite legte, mit ganz anderer, lauter, fester Stimme plötzlich hinzu: „Doch nicht wie ich will, Vater, sondern wie Du willst!“ Ich mußte sein Wort loben, aber ich fühlte es, mein Urteil war mir hiemit gesprochen.

In jener unvergeßlichen Nacht, es war die vorletzte vor deinem Heimgange, begehrtest du auch einmal mit großem Eifer, wir sollten dir das Lied singen: „Christus der ist mein Leben . .“, es werde dir das zur großen Freude und Erquickung gereichen. Ach, unser Schluchzen konnte nicht! Da sangest du selbst noch hell und freudig die ersten zwei Zeilen des herrlichen Liedes! Meine Seele sterbe des Todes dieses frommen, glaubensvollen Kindes und mein Ende müßte wie sein Ende sein!

Oft hatte ich gegen meine Freunde geäußert, ich hätte nichts an diesem Kinde zu tadeln, als daß es zu gut, zu lieb,

zu milde und zartsinnig sei für diese rauhe Welt. Ich hatte nur zu sehr recht gehabt — mit solchen Seelen eilt der Herr heim aus diesem bösen Leben. Ich gönne ihm sein Glück und rufe es nicht zurück in dieses dunkle Prüfungsthal, in dieses Land des Kampfes und der Thränen. Wo so viel von der Engelsnatur sich frühe schon entwickelt hat, wo die Gnade so mächtig geworden ist, was bedarf's da einer längern Läuterung im Tiegel des Schmelzers? Der schöne, reife Sylphe hat seine Puppe durchbrochen und die glänzenden Flügel aufwärts geschwungen — das Lamm hat seines Hirten Stimme gehört und ist ihm freudig zugeeilt — die Taube hat über den Wassern geschwebt, und da sie nicht fand, da ihr Fuß ruhen konnte, ist sie in Noahs Hand zurückgekehrt. Nein, ich rufe dich nicht zurück, geliebter Flüchtling — du hast das gute Teil erwählt, das soll nicht von dir genommen werden!

Aber mein Vaterherz blutet — meine Seele girrt wie eine Taube, der man ihre Jungen genommen. „Ich bitte dich, Vaterlein, weine nicht, wenn ich gestorben bin!" so hat mich mein liebes Kind öfters mit großer Dringlichkeit gebeten; doch hat es auch einmal hinzugesetzt: „Du wirst aber freilich weinen müssen, wenn Du in mein Grab hinunter siehest." — Du hast sehr recht gehabt, mein lieber Sohn!

Den Schmerz will uns der Herr gar nicht verwehren, nicht ersparen bei allen seinen Tröstungen; er braucht ihn zu notwendig zu unserer Heiligung. Die bittern Jammersthränen sollen uns sobald nicht abgewischt werden, die sollen heiß die Wangen herabfließen, sollen eine gute Nachtaufe sein, die manchen Flecken hinwegspült von dem inwendigen Menschen. Der Schmerz ist ein Wetzstein für das Gewissen, das in guten Tagen so leicht stumpf wird, ist ein genauer Schreiber, der das Buch der Rechnung scharf kontrolliert. Ich hatte gewähnt, in Rücksicht meiner Kinder mir nichts vorwerfen zu dürfen;

denn in der That, an Vaterliebe fehlt es meinem Herzen nicht. Aber der Herr hat aus einem Wetter mit mir geredet, und ich finde es anders.

Wohl freut es mich unbeschreiblich, daß ich mein geliebtes heimberufenes Kind nie auch nur mit einem finstern Blick betrübet habe, denn es hatte dessen nie beburft. Ja, meine Liebe hat es gewußt, habe ich ihm reichlich bewiesen. Aber solche Fragen kommen jetzt und vermehren mein Leid: Hast du ihm auch alle Freude gemacht, die du ihm machen konntest? Hast du selbst auch für seine Erziehung und Bildung gethan, was in deinen Kräften stand, und dich nicht zu sehr auf andere verlassen? Hast du oft und unterweisend genug mit ihm geredet von nützlichen Sachen, von göttlichen Dingen? Hast du nicht oft viele Tage dahin gehen lassen, ohne dich viel um dein Kind anzunehmen und zu bekümmern? Hast du es täglich recht gewußt und empfunden, welch eine köstliche Gabe Gottes dir darin geschenkt war, und hast du dem Herrn dafür täglich nach Gebühr deinen Dank gebracht? — Ach, hat der Herr Lust, mit uns zu hadern, so können wir ihm auf tausend nicht eines antworten. Und der Hauptfehler wird immer darin erkannt werden, wenn der Herr solch einen Herzensliebling von uns nimmt, daß uns die Kreatur lieber als der Schöpfer war. Hast du dein Herz nicht zu sehr an meine Gabe gehängt und meines ersten Gebotes vergessen?

Das war mein Fall, o mein Herr und mein Gott! Ich kann und will es nicht leugnen; der Schmerz, der als ein Schwert durch meine Seele dringt, macht es mir offenbar. Ich entschuldige mich und thue Buße im Sack und in der Asche. O daß Deine Liebe mächtiger in mir wäre, so würde meine Seele schon ihren rechten Frieden haben und meine Ergebung von besserer Art sein!

Ich glaube aber doch, daß Dein Vaterauge diese Art

der Sünde noch mit den mildesten Blicken der Erbarmung ansieht. Es ist ja auch gut, wenn ein menschliches Vaterherz es empfindet, was Du gethan hast, als Du Deinen eingebornen lieben Sohn für uns in den Tod am Kreuze dahingabst.

So gehe im Frieden Gottes hin, mein herziges Kind, zu einem ganz andern und bessern Vater, als dein armer, sündiger Vater auf Erden ist, und ist meine Liebe zu dir so groß, wie viel größer noch wird seine Liebe sein, deren du in Ewigkeit genießen sollst! Du sahst in deinen letzten Phantasieen viele schöne blühende Gärten, deren Pracht dich mit Erstaunen und Entzücken erfüllte, und gabst dir Mühe, sie uns zu beschreiben. „„Gib mir auch ein solches schönes Gärtchen, gib mir auch ein solches schönes Gärtchen““ — riefst du dreimal hintereinander mit lauter, bittender, dringender Stimme. Da hast du die seligen Gefilde gesehen, durch welche die kristallenen Wasser fließen, an welchen die Bäume des Lebens gepflanzt stehen; da hast du uns verkündigen sollen: „Mir ist das Los aufs Liebliche gefallen, mir ist ein schönes Erbteil worden!“

Dein zarter Leib hat eine gute, willkommene Ruhestätte gefunden im Schoße, an dem Herzen deiner treuen Mutter; und wie sie aus diesem Schoße dich vor zehn Jahren an das Licht dieser Welt geboren hat, so wird sie am Ende der Tage verklärt mit dir aus diesem Grabe auferstehen. Unterdessen, ihr teuern, heißgeliebten Seelen, genießet eures früh erlangten seligen Glückes und, wenn Gott es euch erlaubt, besuchet manchmal mich in meinem einsamen Gram, weht mir etwas von euerm Frieden zu, umschwebet liebend, schützend und segnend meine Kinder, bittet Gott, daß die mir bleiben dürfen so lange ich hier bin, und kommt, wenn ich scheide, mich mit euch zu führen in eure Wohnungen.“ — — — — — — — — —

In jener Zeit entstand auch das schlichte Lied, welches ich hierher setzen will.

Land, wo ein ew'ger Gottesfriede
Das seligstille Herz erquickt,
Und, was uns hier in Hoffnung blühte,
In goldnen Früchten uns entzückt —

Aus dem der Wehmut banges Sehnen
Hinweg nicht mehr die Seele zieht —
Wo Jubel tönt nach Scheidethränen,
Weil Jakob Josef wieder sieht —

Wo nicht mehr zu der Menschen Leide
Der Sünde Todesodem weht,
Wo in der Unschuld Schwanenkleide
Der Geist vor seinem Heiland steht —

Wo prachtvoll im Verklärungsglanze
Sich offenbart der gute Hirt,
Daß ringsumher das All und Ganze
Zum lichtumflossnen Tabor wird —

Wo sich Sanct Peters Wunsch erfüllet
Und Gottes Volk sich Hütten baut,
Wo Gnad' aus Gnade ewig quillet,
Wo man das Antlitz Gottes schaut —

O Land der Heimat, Land der Wahrheit,
Des Lichtes und des Lebens Land!
Wie glänzest du in milder Klarheit
Dem Pilger nach des Grabes Rand!

* *
*

Es ist sehr begreiflich, daß die Sorge für seine verlassenen Kinder Bomhard gebieterisch zu einer neuen Heirat drängte. Für eine große Gnade Gottes hat er es allzeit angesehen, daß er „in der bedenklichen Lotterie noch einmal das große Los gewinnen durfte“.

Felicitas Christiane Freiin von Tröltsch, auf welche seine Wahl fiel, wurde ihm eine treue Gattin und seinen Kindern aus erster Ehe eine sorgsame Mutter.

Schon in frühester Jugend hatte sie ihren Vater verloren; er war als Major in den russischen Feldzug gegangen und in der mörderischen Schlacht von Polozk tötlich verwundet worden. Sein Reitknecht schlug sich in die Heimat durch und brachte der jungen Witwe die letzten Grüße des Gefallenen, seine Taschenuhr und den Orden der Ehrenlegion.

Felice, die jüngste von drei Töchtern, wurde mit großer Sorgfalt erzogen. Ihre Mutter hatte Augsburg nach dem Tode des Gatten zum bleibenden Wohnsitze erwählt, weil sie mit manchem der alten Stadtgeschlechter daselbst nahe verwandt war.

Schon zu Lebzeiten der ersten Gattin Bomhards war Felice in das Pfarrhaus von St. Jakob gekommen und hatte sich herzlich mit der Pfarrfrau befreundet, auch einmal bei Bomhard einem Konfirmandenkurse angewohnt. Als es sich nun um eine zweite Heirat des Witwers handelte, wurde er namentlich von seiner Schwägerin in Ansbach auf Felice von Tröltsch hingewiesen, ließ sie dann durch Vertraute fragen, ob er um ihre Hand anhalten dürfe, und bekam das Jawort.

Nach einem mannigfach getrübten Brautstande — die herbe Leidenszeit, von welcher der vorige Abschnitt erzählte, fiel darein — vermählte sich Bomhard im Februar des Jahres 1841 zum zweitenmale. Keineswegs leicht, sollte man meinen, war es für die vornehme, verwöhnte Dame, sich nun in die Rolle der schlichten Pfarrfrau zu finden; aber sie löste diese Aufgabe mit dem feinen Takte, welcher eben das Zeichen wahrer, innerer Vornehmheit ist, und Bomhard fand zu seinem und seiner Kinder Glück dieselben Eigenschaften auch in der zweiten Gattin wieder, dieselbe Anspruchslosigkeit, Häuslichkeit und tiefe Frömmigkeit, welche seine Jeanette besessen hatte.

Zwanzig Jahre begleitete Felice ihren Gatten auf seinem Lebenswege; 1861 ging sie ihm im Tode voran.

Fünf Kinder ersprossen dieser Ehe, zwei von ihnen starben jedoch im zartesten Alter wieder. Einen vollen Ersatz für den verlorenen Stammhalter bekam Bomhard, als ihm in seinem einundsechzigsten Jahre noch ein Sohn geboren wurde. „Ein sehr ὀψιγενειος," meinte er in einem Briefe nach Ansbach, „der von seinem Vater nicht mehr viel kennen und haben wird, aber, wenn es Gott gefällt, mir die liebe Gabe zu lassen, ein hellglänzendes, goldenes Abendrot meines irdischen Lebenstages, ein süßer Nachtigallenschlag beim Sonnenuntergang."

Man sieht, er schrieb noch immer dem getreuen Bruder alles das, was in Freud und Leid sein Herz bewegte. Ununterbrochen läuft die Korrespondenz fort, kleine Marksteine bildend in dem einfachen Leben der Beiden. Aber der Inhalt ist doch allmählich sehr anders geworden, als vordem; die Reflexionen sind immer mehr zurückgetreten, Thatsachen erfüllen die Zeilen und im Hintergrund steht die reale Welt mit ihrer Arbeit. Dazu kam es mir bisweilen beim Lesen der vergilbten Blätter vor, als fehle in jedem Jahrgange die Hauptsache, um welche sich all die vielen Sätze gruppieren müßten, als sei zwischen dem Geschriebenen einmal recht viel gesprochen worden. Und so war's auch in der That.

Alljährlich, wenn der Hochsommer ins Land zog, wenn die roten Vogelbeeren durch das grüne Laub auf die staubige Straße herniederleuchteten, wenn man die dumpfen Schulstuben schloß und auch dem Studiertische gerne auf eine kleine Zeit Valet sagte, dann begannen große Reiserüstungen in Augsburg und Ansbach und überall, wo sonst Söhne und Töchter des Gundelsheimer Pfarrhauses zerstreut wohnten; denn die Zeit der Ferienzusammenkunft war da.

Ganz nahe bei dem Heimatdorfe Gundelsheim, in Gunzenhausen, war, wie ich oben erzählte, die älteste der Töchter Johann Jakob Bomhards, Wilhelmine, an den Rentbeamten

Gustav Braun verheiratet. Der hatte sich für seinen Lebensabend — er konnte dem Alter nach der Vater seiner jungen Frau sein — draußen vor dem Städtchen mitten in einem großen Garten ein reizendes Landhaus gebaut. Ein schöner Laubgang führte von der Straße an das Haus, und über der Thüre sah man eine Marmortafel, auf welcher mit schwarzen Lettern eingegraben war „Ps. 90, 12" — Lehr' uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden.

Im ganzen ist es der alte Gundelsheimer Geist gewesen, welcher mit der Tochter jenes Pfarrhauses in die neue Heimat eingezogen war, aber doch wieder in etwas veränderter Art; denn obwohl das Braunische Haus sich einer heterogenen Umgebung, wie sie z. B. die geselligen Verhältnisse des Städtchens boten, ebensowenig öffnete, wie vordem das Gundelsheimer Pfarrhaus den Familien der benachbarten Geistlichen, so war doch von jener völlig abgeschlossenen Einsamkeit, in der man dort seine Tage verbracht hatte, hier keine Rede. Weit und breit berühmt, bei den Verwandten und den allerdings sorgfältig ausgewählten Freunden war die Braun'sche Gastfreundschaft und in den bewegten Zeiten des Kampfes gegen den Rationalismus, an welchem der alte Braun regen Anteil nahm, bekam das anspruchslose Häuschen von den Gesinnungsgenossen, welche sich dort zu versammeln pflegten, scherzweise den Namen „Herberge zur goldenen Bibel".

Hier gaben sich alle Jahre zur Herbstzeit nach altem Brauch die Gundelsheimer Geschwister ein Stelldichein. In schweren Postkutschen, in alten Pfarrchaisen kamen sie heran mit ihren Gatten und mit fröhlichen Kinderscharen, und nun waren jene gastlichen Räume auf acht Tage der Schauplatz eines bewegten Lebens.

Ein schönerer Ort für das Zusammensein hätte sich wohl nicht finden lassen. In Schrift und Wort ist uns viel

überliefert und erzählt von jenen köstlichen Zeiten. Ich will versuchen, einige der hervorragenderen Menschen jenes Kreises zu zeichnen; denn sie gehören zur Lebensgeschichte August Bomhards.

In bunter Reihe ziehen die Namen der längst heimgegangenen Menschen vorüber. Da wandelt unter Blumen und Obstbäumen die würdevolle Gestalt des alten Rentamtmanns im silberweißen Haare. Da spielt die jugendliche Mutter mit den Kindern fröhliche Spiele, erzählt ihnen aus dem großen Gundelsheimer Märchenschatze und wird wieder zum Kinde mit ihren Kindern.

Sie war eine der edelsten Frauengestalten, die man sich denken kann. Über ihr ganzes Wesen war jene unnennbare weibliche Würde ausgegossen, in welcher schon unsere heidnischen Altvordern den Abglanz des Göttlichen zu erkennen glaubten. Was sie sagte, war knapp und bündig. Ihrer Frömmigkeit in Worten Ausdruck zu geben, verschmähte sie. Ihrer klaren Natur war jede ungesunde Äußerung religiöser Gefühle, das winselnde Christentum gewisser Kreise, sehr zuwider, dem „Sonntagskleide", das manche Leute dem Christentum gegenüber anzulegen gewohnt sind, war sie feind. Zeigte jemand in ihrer Umgebung falsche Sentimentalität, dann kam bei ihr sofort die Reaktion und sie konnte recht kühl und kurzangebunden sein. Sie glich überhaupt in vielen Stücken ihrem Bruder August. Der Geist des wahren Christentums hatte ihr ganzes Wesen durch und durch erfüllt und verlieh ihr jene große Milde, mit welcher sie einen so mächtigen Einfluß auf ihre Umgebung ausübte, vor allem auf ihren Gatten, der mit seinem schneidenden Sarkasmus in einem merkwürdigen Gegensatze zu ihrer Art und Anlage stand. —

Den Mittelpunkt jener Versammlungen bildeten natürlich Christian und August, die Ältesten des Geschwisterkreises.

Christian war eine distinguierte Gelehrtenerscheinung; er hatte eine untersetzte, kräftige Gestalt und ein tiefdurchfurchtes Antlitz, welches man keineswegs schön nennen konnte, aber es schimmerte durch dieses Netzwerk von Runzeln und Falten eine Fülle von Geist, welche sofort den bedeutenden Menschen erkennen ließ. Kinder empfanden eine gewisse Scheu vor dem Hauch wissenschaftlicher Vornehmheit, der um ihn her war, aber die Jünglinge, welche zu seinen Füßen sitzen durften, wurden mit Begeisterung für ihn erfüllt.

Er war der prädestinierte Lehrer; denn es paarte sich in ihm durchdringender Verstand mit großer Gelehrsamkeit, tiefes Gemüt mit gewaltiger Beredsamkeit. Die Philosophie liebte er sehr und war vertraut mit allen wichtigen Vertretern derselben von Platon und Aristoteles angefangen bis herab auf Hegel.

Ich habe oben erzählt, wie er dabei oft nahe daran war, in den Labyrinthen der Spekulation den alten Glauben der Jugend zu verlieren, wie er aber doch nimmer von ihm lassen konnte und nach weiten Wegen endlich wieder zurückfand. Mächtig wirkte August, der sonst in allen Stücken mit Bewunderung auf den kühnen Geistesflug des Bruders hinüber zu blicken pflegte, in dieser Zeit der Krisis auf den Suchenden und Tastenden ein, und ergreifend sind die Briefe, welche über diese Angelegenheit zwischen den Beiden gewechselt wurden.

August sah auch lange vor dem Bruder, auf welchen Punkt er schließlich doch herauskommen müsse, und schrieb ihm einst: „Ich weiß es ganz gewiß, daß Du mit Deinem großen, mannigfaltigen und trefflichen Wissen einem reichbeladenen Schiffe gleichst, das, wenn es auch eine Zeitlang auf den Fluten segeln und Wind und Wellen bestehen muß, doch seinen festen Anker bei sich hat, den es zur rechten Zeit auswirft, und seinen Kompaß, der seinen Lauf leitet, und das seinen sichern Hafen weiß, dem es zueilt.“

Christian hatte die mannigfache Begabung seines Vaters geerbt, aber die äußeren Verhältnisse begünstigten bei ihm einen viel weiteren Ausbau des Wissens. Kenner hielten ihn für einen der größten römischen Stilisten seiner Zeit, und eine Reihe von Reden und Programmen legt Zeugnis ab von seiner virtuosen Kunst in der Behandlung der lateinischen Sprache.

„Aber," sagt einer seiner Schüler, „so sehr er diese Kunst übte und bei den Schülern auszubilden bemüht gewesen war, so wenig Wert legte er doch im Grunde auf solche Geschicklichkeit; denn sein ernstes Streben galt den höchsten Fragen der Menschheit."

So zog es ihn neben seinen rein philosophischen Studien vornehmlich zur Geschichte, welche er auch im hohen Grade beherrschte. Noch heute erzählen ergraute Männer von seinen weihevollen Vorträgen. Stets pflegte er frei zu erzählen und mit einer Lebendigkeit, als wäre er selbst bei den geschilderten Ereignissen zugegen gewesen. Dazu hatte er eine besondere Eigentümlichkeit: je tiefer ihn sein Stoff führte, je interessanter die Vorgänge wurden, desto leiser sprach er, bis seine Stimme schließlich zum scharf accentuierten Flüstertone wurde; dann konnte man aber auch eine Nadel fallen hören, so atemlos lauschte alles.

Schön und klar war sein deutscher Stil; mit Vorliebe kultivierte er die Biographie, und aus allem, was er in dieser Art schrieb, tritt uns ein großes! Geschick, Charaktere zu schildern, entgegen, wenn er dabei auch zuweilen mehr Panegyriker als Historiker war.

Sein ganzes Leben hindurch war er gewohnt, Eindrücke, die er empfing, Gedanken, die ihn bewegten, aufs Papier zu werfen. Daraus entstanden mit der Zeit Hunderte von Aufsätzen, welche ruhig in seinem Pulte liegen blieben. Eine kleine Auswahl der geistsprühenden Essais, welche er in den

letzten Jahren schrieb, wurde nach seinem Tode herausgegeben. Der schlechtgewählte Titel „Ähren vom Felde der Betrachtung“ dürfte wohl manche von ihrer Lektüre abgehalten haben.

Sein Temperament war cholerisch; doch machte es sich selten in Zornesausbrüchen, wohl aber in beißendem Spott und bitterm Sarkasmus Luft, und noch heute sind viele kernkräftige Anekdoten und Aussprüche im Umlauf, welche bald mit Recht, bald mit Unrecht seinen Namen tragen.

Eines der feinsten Geschichtchen ist folgendes:

Es fand in Ansbach eine Hinrichtung statt. Am Tage vorher klopfte es bei Bomhard, und es kam ein Gymnasiast herein mit der Bitte, der Prozedur beiwohnen zu dürfen. Bomhard guckte ihn lange an. Dann machte er ein ungemein spöttisches Gesicht, fuhr nach gewohnter Art mit vier Fingern die Unterlippe herab und sagte plötzlich in scharfem Flüstertone: „Was wollen Sie sehen?“ — Pause. „Einen Menschen ohne Kopf wollen Sie sehen?“ „Ja, Herr Schulrat.“ — — „Drehen Sie sich um, hier ist der Spiegel!“ —

Leider gefiel er sich aber seinen Schülern gegenüber auch oft in sehr gesuchten, seinem innersten Wesen völlig fremden Derbheiten. Es ist das ein ganz leichter Schatten, der — allerdings rein äußerlich — auf dem Bilde seiner durchgeistigten, harmonischen Persönlichkeit liegt. Je weniger diese Eigentümlichkeit aber, wenn ich mich so ausdrücken soll, mit ihm selbst zusammenstimmte, desto peinlicher berührt es, wenn man ihn sehr oft gerade nach dieser Unwesentlichkeit in erster Linie beurteilen hört.

Das Glück, welches dem Menschen die Ehe gibt, war ihm in reichem Maße zu teil geworden. Eine geistvolle Gattin stand ihm zur Seite, treffliche Kinder erwuchsen aus dieser Verbindung.

Ein Glanzpunkt seines Lebens war der 12. November

1858, der Tag seines Amtsjubiläums. Mehr als 600 seiner ehemaligen Schüler widmeten dem greisen Lehrer einen prächtigen Pokal, die Anstalt, an welcher er wirkte, die Stadt, deren Bürger er war, die Universität, aus der er hervorgegangen, wetteiferten miteinander, den verdienstvollen Mann zu ehren, und der König erhob ihn durch Verleihung des Verdienstordens der bayerischen Krone in den Adelstand. Bomhard hatte damit eine Auszeichnung erhalten, wie vor ihm noch kein Gymnasialprofessor in unserm Lande.

Aber höher als alle die Orden und Ehren zierte ihn seine große, wahre Bescheidenheit, die sich unter allen Verhältnissen immer gleich blieb. Nichts war ihm ferner, als irgendwelche geistige Überhebung, und dem Manne, „vor welchem Philologie, Philosophie und Geschichte als aufgeschlagenes Buch lagen“, war es bitter ernst, wenn er einmal in seiner lebhaften Weise ausrief: „Was bin ich? Was kann ich? Ich bin der Binnichts, ich bin der Kannichts, ich bin der Weißnichts, ich bin der Garnichts.“ —

In dem ersten Kapitel des bekannten Büchleins „Krankheit und Heilung, eine Lebensskizze“ hat Gottfried Braun, ein Sohn des Rentbeamten in Gunzenhausen, in feiner Weise die Gestalten geschildert, welche zur Herbstzeit in seinem Vaterhause ein- und ausgingen.

Dort findet sich auch eine Stelle über August Bomhard. Der Verfasser erzählt, wie es ihm und seinen Geschwistern immer am liebsten war, wenn der Onkel von Augsburg mit seinem Wagen voll Leute kam, und fährt dann fort: „Wir hatten den trefflichen Onkel ebenso herzlich lieb, als wir ihn auf das Höchste verehrten. Schon sein edles Angesicht stillschweigend anzuschauen, war eine hohe Freude. Er verkehrte aber auch auf das freundlichste mit uns, bisweilen verschwendete er die Gabe der Rede, die ihm in seltenem Grade eigen

war, zu Märchen, die er uns erzählte; oft mischte er sich in unsere Spiele, ließ sich fangen und setzte mit uns über Hecken und Zäune. Wenn er bis tief in die Nacht mit seiner Pfeife aufblieb und so die ganze Hausordnung umkehrte, so wußten wir uns nichts besseres, als, in einem Winkel auf die Erde gedrückt, seinen Gesprächen zuzuhören, welche für uns, mochten wir sie nun verstehen oder nicht, schon durch den Glockenklang seiner tiefen Stimme immer höchst anziehend waren. Während seiner Anwesenheit war das Haus immer ganz besonders belebt; die Verwandten fanden sich ein, ihn zu begrüßen, seine vielen Freunde und Bekannten wollten ihn alle sprechen; manchmal war ein förmliches Gedränge. Unter andern erschien des Onkels geistreiche Freundin, die Generalin von Kirschbaum von Nürnberg; sie wurde von uns Kindern als ein überirdisches Wesen aus der Ferne angestaunt, umsomehr überraschte es uns, wenn sie und die ganze große Gesellschaft in höchst irdischer Weise anfing, die lustigsten Spiele im Garten zu treiben, wie mir denn eine Art Gänsemarsch, von etwa 30 Personen bei Nacht mit Lichtern durch alle Gänge des Gartens ausgeführt, noch in lebhafter Erinnerung ist.“ —

In Gunzenhausens nächster Nähe, in dem Dorfe Unterasbach, wohnte, an den Pfarrer Sperl verheiratet, die jüngste Tochter des Hauses Gundelsheim.

„Wir hatten,“ schreibt Gottfried Braun, „die allzeit freundliche und liebenswürdig heitere Tante Julie sehr gerne. Sie hatte in ihrer Erscheinung etwas so unverwüstlich Jugendliches, daß es ihr nicht selten widerfuhr, für das Pfarrtöchterlein von Fremden angesprochen zu werden, zu einer Zeit, wo sie selbst schon Töchter auszustatten im Begriffe war.“

Andreas Alexander Sperl war der Sohn eines frühzeitig verstorbenen Geistlichen und trat zuerst durch Christian Bomhard mit dessen Familie in Beziehungen.

Thomasius nennt auch ihn in dem öfter citierten Buche ehrend unter jenen bayerischen Geistlichen, welche sich schon frühzeitig von der rationalistischen Richtung abwandten — interessant aber ist es, daß Sperl den Anstoß dazu einem Katholiken und zwar keinem geringeren als dem berühmten Theosophen Franz von Baader verdankt hatte.

Das war also gekommen:

Nachdem er unter dem Philosophen Hegel das Nürnberger Gymnasium mit Auszeichnung absolviert und nach der üblichen Zeit seine theologischen Studien in Erlangen vollendet hatte, gedachte er, sich nach einem Vikariate umzusehen — da führte ihn sein Stern in die unmittelbare Umgebung Baaders; er wurde Hauslehrer seiner beiden Söhne.

Es ist bekannt, welchen Platz Baader heute in der Geschichte der Philosophie einnimmt, bekannt, wie groß der Einfluß war, welchen damals sein Wort und seine Persönlichkeit auf weite Kreise übte. „Seine Vorlesungen," sagt Hoffmann, „waren mächtig ergreifend, für viele von außerordentlicher Anziehungskraft, für nicht wenige von erschütternder Wirkung." Und von erschütternder, umgestaltender Wirkung sollte das Zusammenleben mit Baader unter einem Dache, der tägliche, ungezwungene Verkehr auch für den jungen Theologen werden, der, angefüllt mit rationalistischen Lehren, in das Haus des Theosophen trat.

Sperl war ein tief angelegter, durch und durch philosophischer Kopf, Franz von Baader „ein Denker, dem die überquellende Fülle seiner Ideen nicht Zeit ließ, auf Gespräche oder Diskussionen einzugehen, aber von solchem Drange der Mitteilung beseelt, daß er jeden, der ihm standhielt, stundenlang mit allen Höhen und Tiefen seiner geistvollen Spekulationen förmlich überschüttete". „Die vorwiegend rezeptive Natur seines Hofmeisters, der ein unermüdlicher, aufmerksamer Hörer

war, kam so dem beiderseitigen Bedürfnis entgegen. Derselbe rechnete sich's auch zur besonderen Ehre, daß er diesem Manne in seiner litterarischen Thätigkeit — es war die Zeit, in der Baader seine Schrift „Über die Ekstase" bearbeitete — nebenbei als Amanuensis Dienste leisten durfte, deren derselbe um so mehr bedurfte, als seine Manuskripte häufig, was Korrektheit in Nebensachen anlangte, der letzten Feile ermangelten."

Der Umgang mit diesem glaubensstarken Menschen führte jedoch in Sperls innerem Leben zunächst eine schwere Krisis herbei. Es befiel ihn eine Gemütsverstimmung, die er sich selbst gar nicht erklären konnte; sie erreichte einen solchen Grad, daß es ihn endlich trieb, das Haus Baaders zu verlassen, in welchem ihm doch mit blendendem Glanze die Sonne des Lebens aufgegangen war. Es war dieser Schritt der naturgemäße; denn wohl hatte er von Baader den Anstoß zur neuen Richtung empfangen, aber dessen ganze Art und Weise war nicht dazu gemacht, seinem schüchternen und verschlossenen jungen Freunde den Weg der weiteren Entwicklung zu ebnen. Den mußte er fortan selbst finden und er fand ihn auch. Er hatte damals, wie er sich selbst in dankbarer Erinnerung an jene Zeit ausdrückte, die Unhaltbarkeit und Leerheit des Rationalismus kennen gelernt und angefangen, das Evangelium Jesu Christi als eine göttliche Kraft und göttliche Weisheit im Glauben zu erfahren. Mit dem Austritte Sperls ward übrigens der freundschaftliche Verkehr nicht abgebrochen, und die Korrespondenz sowie andere gelegentliche Beziehungen dauerten bis zum Tode Baaders fort.

In der Folge wandte sich Sperl namentlich dem Studium der württembergischen Theosophen zu, suchte auf weiten Reisen nach der Schweiz, Württemberg und Thüringen in Fühlung mit altgläubigen Kreisen zu kommen und sammelte auf diesen Fahrten eine nahezu vollständige Bibliothek aller

aus der „württembergischen Schule" hervorgegangenen Schriften, zu einer Zeit, als wohl nur wenige Theologen in Bayern sie auch nur dem Namen nach kannten. Völlig fremd aber blieb ihm sein ganzes Leben lang alles sektiererische Wesen mit seiner Frömmelei und seinem geistlichen Hochmute. „Dem Bekenntnis der Kirche mit Treue zugethan", sagte sein Sohn am Grabe des Vaters, „bewahrte er sich stets jene edle Weitschaft des Herzens und Freiheit des geistigen Blickes, in welcher der Apostel Paulus spricht (Phil. 1): ‚daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise, es geschehe zufallens oder rechter Weise, so freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen.'"

An dem Kampfe gegen den Rationalismus nahm er keinen Anteil; es widerstrebte seiner Natur jedes Hervortreten, wie er ja auch nur selten jemandem Gelegenheit gab, einen Blick in das tiefe Wissen zu thun, welches er, immerfort aufnehmend und sammelnd, in sich aufgespeichert hatte.

Seine Welt war sein Amt, dem er mit treuer Hingabe lebte, und seine Studierstube, welche seinen größten Schatz, eine alte, in ihren Grundbestandteilen noch aus der Reformationszeit stammende Familienbibliothek, barg.

Sperls äußere Lebensstellung bildete einen scharfen Gegensatz zu seiner eminenten Begabung; er hätte jedem theologischen Lehrstuhle zur Zierde gereicht. Aber auch sein stilles Wirken hat reichen Segen verbreitet, und noch heute ehren die Gemeinden, an welchen er gearbeitet hat, das Andenken des treuen Seelsorgers. —

Was soll ich noch viel schildern und erzählen von den andern Menschen, die in dem traulichen Häuschen aus- und eingingen, von dem fröhlichen Treiben, das in den Herbstwochen immer dort herrschte und den sanften Glanz heiterer Erinnerung hinwarf auf die vielen Alltagswochen des Jahres?

Ich vermöchte ja doch den alten Geist nicht hervorzubannen, auch wenn ich Seiten schriebe. —

Auch du bist versunken, du alte Gunzenhäuser Zeit, und deine Kinder und Kindeskinder wohnen zerstreut im Lande umher. Einst trat ich mit schönen Erzählungen im Herzen an jene Stätte und wollte mir ein Bild von dem Orte machen, wo das alles gewesen sein soll. Ich wandte mich traurig ab; denn zerfallen war das saubere Haus, verschwunden der blühende Garten, die Hecken waren herausgerissen, die Obstbäume umgehauen, ein öder Acker lag vor mir, und wo vordem der laubgrüne Bogengang freundlich den Gast ins Haus geleitete, lief jetzt ein verwahrloster Weg. Und über diesem Bilde der Vergänglichkeit wölbte sich der ewige, blaue Himmel — wie damals, und die staubigen Straßen liefen hinaus in die duftige Ferne — wie damals; und war doch alles so anders geworden. O vanitas vanitatum vanitas!

Das Amt.

Vomhard ist sein ganzes Leben hindurch nicht mehr von Augsburg fortgekommen. Es entsprach seiner Natur eine gewisse Seßhaftigkeit. Er war jedem Wechsel abhold und befand sich am arbeitsfähigsten und wohlsten, wenn er in altgewohnten Kreisen wirken konnte.

Zwar fehlte es nicht an mancherlei Gelegenheiten und Aufforderungen, in andere Verhältnisse zu treten, besonders damals, als sein Name durch das Korrespondenzblatt weithin bekannt geworden war. Erst sollte er nach Nürnberg, dann suchte man ihn in Regensburg zu gewinnen; beidemale lehnte er ab.

Viele Unruhe bereitete es ihm, als das Oberkonsistorium

im Jahre 1829 das eben erledigte Pfarramt in München samt der damit verbundenen Hofpredigerstelle mit seiner Person besetzen wollte.

Es hielt ihn sehr viel in Augsburg fest. Die so kräftig wiedererwachte positive Richtung hatte hier in ihm den einzigen Vertreter, und es war kaum Aussicht vorhanden, daß man nach seinem Weggange wieder einen Mann seiner Gesinnung präsentieren werde. Zudem war er nunmehr gut eingewöhnt, hatte an dem nachmaligen Schulrat Mezger einen trefflichen Freund gewonnen und auch in pekuniärer Hinsicht konnte er nur verlieren, wenn er dem Rufe Folge leistete.

„Es hat sein eigenes Verdrießliches," schrieb er damals nach Ansbach, „wenn man einmal durch irgend etwas weiter, als bis zu den Grenzweiden seiner Markung bekannt geworden ist, und ich weiß nicht, ob man nicht gescheuter thäte, sich in der Welt so verborgen als möglich zu halten und sich anstatt klüger lieber dümmer zu stellen, als man wirklich ist." „Wenn bloß Genuß und Ruhe der Zweck des Lebens wäre, so müßte man das ohne Zweifel thun," setzte er dann ernst hinzu.

Bomhard wußte sehr wohl, daß jenes Amt für ihn der Durchgangsposten ins Kirchenregiment gewesen wäre. Aber nichts zog ihn weniger an und nichts konnte einen geringeren Einfluß auf seine Entschlüsse haben, als das Wort Karriere, und er begehrte, wie es in einem Briefe an den Bruder mit kurzen Worten steht, „durchaus nie in ein Kon- oder Oberkonsistorium zu gelangen". Das einzige, was ihn schwankend und unschlüssig machte, war der Gedanke, daß er in München der neuen Richtung, welche auch dort schon Wurzel zu schlagen begann, großen Vorschub zu leisten vermöchte. Aber nachdem er Pflicht gegen Pflicht gewogen, lehnte er ab und empfahl den nachmaligen Oberkonsistorialrat D. von Böckh für die ihm zugedachte Stelle.

Die Verhandlungen zogen sich noch lange hin. Bomhard mußte sogar als Verweser einige Monate nach München; dann suchte man ihn durch die Aussicht auf den Titel Dekan zu gewinnen, und erst, nachdem er eine klare Darlegung der Augsburger Kirchenverhältnisse eingereicht, und auch die Gemeinde seine Wünsche durch eine Bittschrift unterstützt hatte, entschloß man sich, von seiner Person Abstand zu nehmen.

Während jenes kurzen Aufenthaltes als Verweser wohnte er im Hause seines Freundes Schubert und ward durch ihn und den Konsistorialpräsidenten Roth sowie den Oberkonsistorialrat von Niethammer mit Schelling, Schorn, Görres und andern Männern bekannt, welche dem damaligen München einen so eigenartigen Stempel aufprägten. Man kam Bomhard mit großer Liebenswürdigkeit entgegen, und er hat diese Monate immer zu den schönsten seines Lebens gerechnet. —

Im Laufe der Zeit häufte sich die Amtslast des Geistlichen. Im Jahre 1837 wurde er zum Senior gewählt, 1840 zum Dekan ernannt. Vier Pfarreien und zwei Vikariate entstanden während seiner Amtsführung und brachten ihm mancherlei Arbeit und mancherlei Schwierigkeiten. Auch auf das Schulwesen der Stadt gewann er großen Einfluß, indem er 1832 Mitadministrator des von Stetten'schen Töchterinstitutes und später des Kollegs am St. Annagymnasium wurde.

Zeugnis der Begeisterung, mit welcher er jenes erstere Amt auffaßte, sind die ausgewählten Reden, welche seinem Beichtbuche angefügt sind. Es sind Schlußworte, zu Ende des Jahres an die versammelten Schülerinnen gerichtet, die in mancher Hinsicht als eine gereifte Ergänzung zum Symposion angesehen werden können.

Seine Beziehungen zu dem Gymnasium von St. Anna beschränkten sich nicht allein auf jene Administratoren-Funktion. Es waren die lebendigen Bande der Freundschaft, welche ihn

mit dem hochverdienten Leiter dieser berühmten Anstalt, Rektor Mezger,*) verknüpften.

Bomhard und Mezger entstammten einem völlig verschiedenen Boden und waren auch zwei völlig verschiedene Naturen. Wenn Bomhards Lebensweg eigentlich immer eben und glatt dahingegangen war und namentlich sein Studiengang ein völlig regelmäßiger gewesen ist, so tritt uns in Mezger ein Mann entgegen, welcher sich aus niederem Stande durch hartes Ringen hatte emporarbeiten müssen.

Wenn sich in Bomhards Charakter die ruhige Entwicklung seines Lebens gleichsam spiegelte, und namentlich mit den Jahren eine große Milde der Grundton seines Wesens geworden war, so sehen wir bei Mezger eine Menge schroffer Ecken und Kanten, welche zwar seiner Vortrefflichkeit keinen Eintrag thaten, wohl aber ein tieferes Eingehen auf seine Eigenart erforderten.

Noch völlig beherrscht von der Schelling'schen Philosophie war er als Hauslehrer nach Augsburg gekommen. Einer seiner nächsten Freunde aus der Erlanger Burschenschaft, Redenbacher, trat gleichzeitig mit ihm eine ähnliche Stelle an. Es war ein reges geistiges Streben, welches diese beiden jungen Männer geseelte, und auf gemeinsamen Spaziergängen pflegten sie ihre theologischen und philosophischen Anschauungen auszutauschen. Aber sie kamen dabei immer weiter auseinander, und oft schien es ihnen, als könnten sie sich nicht mehr verständigen.

Zu jener Zeit geschah es nun, daß Bomhard seine erste Predigt in der Kirche von St. Jakob hielt. Unter der Menge der Zuhörer befanden sich auch die beiden Freunde und wurden mächtig von dem lebendigen Worte ergriffen, wie es ihnen

---

*) Über Mezger s. die von seinem Sohne Georg verfaßte Biographie. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung, 1878.

wohl noch nie in solch überwältigender Tiefe und dabei in solch glänzender Form von einer Kanzel entgegengetreten war. Nach der Kirche stellten sie sich dem neuen Geistlichen in der Sakristei vor, und bald entwickelte sich ein Verkehr, welcher einesteils den weitgehendsten Einfluß auf Mezger und Redenbacher ausübte, anderntheils auch dem bedeutend älteren Bomhard das Eingewöhnen erleichterte.

Die Freundschaft, welche sich im Laufe der Jahre zwischen dem Pfarrer von St. Jakob und dem Professor am St. Annagymnasium befestigte — Redenbacher blieb nicht lange in Augsburg — war von sehr segensreichem Einfluß auf das gegenseitige Verhältnis zwischen Kirche und Schule.

Freilich blieben vorübergehende Meinungsverschiedenheiten nicht aus, doch thaten sie der Freundschaft keinen Eintrag. „So wenig macht es," sagte einst Bomhard im Hinblick auf dieselbe, „daß die Äste im Sturme rauschen und aneinander schlagen, wenn sie nur aus einem Kern und Stamm gewachsen sind und daher einerlei Früchte tragen." —

Obenan unter den mannigfachen Sparten seines Berufes stand Bomhard das ganze Leben hindurch die Verkündigung des Wortes. Mit der vollen Wärme seines Herzens lebte er dieser Aufgabe und suchte als Dekan mit aller Kraft auf seine Amtsbrüder zu wirken, daß sie doch ja niemals die weittragende Bedeutung der evangelischen Predigt aus dem Auge verlören.

Noch im Jahre 1864 sagte er vor einer Synodalversammlung zu Augsburg:

„Das Predigtamt — wer kann es üben, wie es geübt werden sollte, wie er es wünschte?

Eine Predigt, vor welch einem unscheinbaren Auditorium sie auch etwa zu halten wäre, ist etwas ungemein Wichtiges, Bedeutendes, und nie mit Leichtsinn und Sorglosigkeit, sondern

immer mit großem Ernst, mit herzlichem Gebet, ja gewissermaßen mit Furcht wird der treue Knecht Gottes an ihre Abfassung und Abhaltung gehen, noch weniger unvorbereitet die Kanzel betreten.

Es ist das Wort Gottes an die Menschen, das in Christo erschienene Heil, was du zu verkündigen hast; es sind durch die Taufe mit der Kindschaft bei Gott begnadigte, durch das Blut des Sohnes Gottes teuer erkaufte, zur Unsterblichkeit berufene Seelen, denen du den Weg zeigen sollst, welcher aufwärts führet, klug zu machen, auf daß man meide die Hölle unterwärts. Es kann leicht sein, daß eine Seele gegenwärtig ist, die zum letztenmal das Wort des ewigen Lebens hört und schon nach wenigen Tagen dorthin gerufen wird, wo sie bezeugen soll, ob sie von dir vernommen hat, was zu ihrem Frieden diente. Was du dabei ins Auge fassen magst — den Herrn, der dir diesen Beruf gegeben hat, oder das Werk, zu dessen Förderung du nach den Kräften, welche Gott darreicht, beitragen sollst, oder den Ort, wo du dich befindest, oder die Erwartung, das Bedürfnis, das Recht derer, die sich zum Hören deines Vortrages um dich versammelt haben, oder die großen Exempel, die dir auf dieser Bahn vorleuchten, oder die Rechenschaft, die dich von der Verwaltung deines Amtes erwartet — was könnte wichtiger, bedeutenswerter, auffordernder für ein christlich gesinntes Herz sein?

Mag daher der Unverstand, die Unwissenheit, der fleischliche Sinn, die Roheit, der Unglaube von der Predigt des Evangeliums urteilen, wie es ihnen beliebt, sie ist und bleibt der Idee nach das Herrlichste, was der Geist Gottes in dem menschlichen Geiste hervorbringen kann, der Brennpunkt, in welchem sich alle glänzenden Strahlen des Lichtes von der ewigen Wahrheit, Schönheit und Heiligkeit vereinigen sollen, der Spiegel der erhabensten Kenntnisse, Kräfte, Gesinnungen,

Gefühle, von welchen ein Mensch Gottes beseelt sein soll, die prachtvolle Krone auf dem reichprangenden, mit duftenden Blüten und edlen Früchten aller Art geschmückten Baum der Humanität.

Wer die Meisterwerke der geistlichen Beredsamkeit mit empfänglichem Sinn gelesen hat, wird diese Behauptung nicht übertrieben finden. Die Predigt ist es, in welcher der erhabene Vorzug christlicher Geistesbildung vor der klassischen Vorwelt hauptsächlich und majestätisch sich kund macht, denn in ihr redet, offenbart sich der, welcher das Licht der Welt ist und vor dem alle andern noch so lieblichen und hellen Lichter ihren Glanz verlieren wie der Mond und die Sterne vor dem Glanz der Sonne. Alles andere hatten die hochgebildeten Griechen und Römer auch, was sonst die moderne Kultur und Litteratur aufzuweisen hat — an Philosophen, Geschichtsschreibern, Rednern, Dichtern, Heerführern, Künstlern aller Art, des höchsten Ruhmes würdig, hat es ihnen fürwahr nicht gefehlt. Aber die Predigt hatten sie nicht, konnten sie nicht haben, diese war ihnen ein völlig unbekannter Gegenstand, war nur ein Erzeugnis der geoffenbarten Religion, zunächst schon ein Stückwerk der jüdischen, und dann in Vollkommenheit der christlichen Kirche.

Wer spricht es wahr und würdig genug aus, was zu einer geistvollen, erwecklichen, gesalbten, evangelischen Predigt seinen Beitrag geben kann und soll? Welche Wissenschaft dient ihr nicht mit dem Marke ihrer Kraft, welches Prisma der Phantasie kann ihr nicht etwas von seinem Farbenglanz mitteilen, welches edlere Gefühl redet nicht in ihr seine erhebende und beseligende oder hinreißende und erschütternde Sprache, welcher große Gedanke, den jemals der Genius der Menschheit gefaßt hat, wäre nicht in ihr an seinem Platz, welches Kleinod, das die h. Schrift, die Erfahrung und die Weltgeschichte dar=

reicht, wäre ausgeschlossen von ihrem Gebiete, welche höhere Wohlthat Gottes soll nicht durch sie erhalten und weitergegeben werden unter den Menschen?

Von einer rechten Predigt gilt: „Gott der Herr, der Mächtige, redet und rufet der Welt vom Aufgang bis zum Niedergang, unser Gott kommet und schweiget nicht — höre mich, mein Volk, denn ich will mit dir reden.“ Sein richterliches und königliches Walten über allen menschlichen Dingen, über allem, was im Himmel und auf Erden ist, sein gnadenvolles Wirken zur Erleuchtung, Bekehrung, Heiligung, Erlösung und Seligkeit des gefallenen Menschengeschlechts ist es, was sich glorreich und triumphierend darin offenbart.“

Trefflich schildert sein Sohn in einer Lebensskizze das Bild des Vaters auf der Kanzel, indem er schreibt:

„Die männlich kräftige Haltung, im Alter nur wenig gebeugt, die hohe, edle Stirne, das ungewöhnlich helle, klare Auge, das mit gewinnender Milde die Hörer anblickte, freilich auch durchdringend scharf anschauen konnte, der feingeschnittene Mund, der ebenso von energischem Willen als von großer Beredsamkeit zeugte — es war schon eine Erbauung, ihn auf der Kanzel zu sehen.

Und wenn er nun anfing, mit seiner kräftigen, wohltönenden Stimme zu sprechen, wie floß ihm die Rede vom Munde, welch ein Reichtum von Gedanken, welch eine Fülle von Bildern und Gleichnissen, wie gehoben seine Rede, namentlich an Festtagen, ein Lobgesang von Anfang bis zu Ende. Man hatte den Eindruck: Hier steht ein Prediger von Gottes Gnaden.“

Ich habe oben von der seltenen Gedächtniskraft Bombards erzählt; diese Gabe machte ihn mit den Jahren zu einem Bibelkenner, wie es nicht viele gegeben hat, und seine Predigten sind getragen von einer Fülle von Bibelsprüchen, welche er

mit Geist und Geschick an die entscheidenden Stellen zu setzen wußte.

Neben der Bibel hatte er sich eine unversiegbare Quelle durch das Studium eines Arndt, Scriver, Schmolck und anderer großer Prediger erschlossen und wie gerne bekannte er sich jederzeit zu den alten Meistern. So sagte er einmal von seinem Verhältnisse zu ihnen: „Ich verstehe mich gut auf die Kunst, zerstreute Perlen am Faden aufzureihen und aus Edelsteinen, die ich aus alten Schachten heraufhole, eine schöne Krone zusammenzusetzen. Ei, das ist auch ein Verdienst, wenngleich nur das eines wackern Goldschmieds."

Aus der Kanzelthätigkeit Bomhards ist ein starker Band Predigten, das Hauptwerk seines Lebens, hervorgegangen. Es wird seinen Namen auf die Nachwelt bringen, wenngleich seit der Zeit seines Erscheinens eine große Anzahl vortrefflicher Predigtsammlungen ihm an die Seite traten.

„Wo man auf Kürze sieht," sagt eine Charakteristik dieser Predigten, „wird man sie nicht benützen. Sie sind lang und weit ausgeführt. Sie nehmen meist gegen eine Stunde in Anspruch. Schon der Eingang, stets an einen passenden Bibelspruch angeknüpft, ist eine kleine Predigt für sich. So schien es auch einem von Bomhards Schwägern, dem alten Herrn von Hartlieb, der ihn einmal predigen hörte; denn als der Prediger die Einleitung mit einem kräftigen Amen schloß, schnellte dieser geräuschvoll von seinem Sitze auf und raunte seinem Nachbarn befriedigt zu: ‚Kurz, aber gut.' Der entgegnete ihm aber leise: ‚Setzen's Ihne nur wieder, jetzt got's erscht a.'"

„Bomhards Predigtweise — schreibt mir ein Kenner derselben — stellt sich als eine in ihrer Art völlig ausgereifte Frucht vielseitigen homiletischen Studiums und reicher persönlicher Begabung dar. Aus der Glaubensstärke der alten

Lutheraner wie aus der Formschönheit der Rationalisten und dem rednerischen Pathos französischer Prediger wußte Bomhard auf seine Weise Nahrung zu ziehen. Ein seltener Reichtum an Gedanken und Bildern (besonders biblischen), sowie eine ungewöhnliche Herrschaft über die Sprache stand ihm zu Gebote. Ein hochausgebildetes Gefühl für edle Form hat er mit Löhe gemein. Doch fehlt bei ihm das bei diesem überall durchgreifende feste Maß. Es ist im Gegenteil für Bomhards Predigten charakteristisch, daß eine reiche Gedankenfülle in nicht endenwollenden Perioden sich ausströmt, daß an den mit begeisterter Liebe ergriffenen Hauptgedanken fünf, sechs und noch mehr einzelne Teile in loser Verknüpfung und wenig absichtsvoller Aufeinanderfolge sich ansetzen. Mehr das Zeitmaß der Predigt als eine im Stoff liegende Grenze scheint bei diesem Prediger die Ausführung abzubrechen. Detailierte Entwicklung und Verfolgung des Textes widerstrebt seiner aus dem Ganzen schöpfenden Art. Die Hauptstärke liegt auf dem Gebiet des Erhabenen, weshalb die Festpredigten und sonstige Auslegungen feierlicher Texte (z. B. über 5. Mos. 34) das Beste bieten. Nicht leicht wird ein Anderer mit Glück Bomhard als direktes homiletisches Muster benützen; nicht leicht aber auch wird jemand, der erwärmt und befruchtet sein will, unbefriedigt von ihm weggehen."

Um die Kanzel zu St. Jakob, draußen in der Vorstadt, versammelte sich denn auch mit der Zeit außer der engeren Gemeinde die Elite Augsburgs aus allen Kreisen. „Bomhard," so lautet ein Urteil über ihn, „haschte nicht nach Volkstümlichkeit, aber seine Predigt war dem schlichten Manne wohl verständlich, wie sie den Gebildeten fesselte, weil sie sich an Herz und Gewissen wendete, das bei allen Ständen die gleichen Bedürfnisse hat."

Auch Andersgläubige zog sein Wort an. Lange Zeit

sah man allsonntäglich, wenn Bomhard predigte, einen der gelehrten Benediktiner durch eine Seitenpforte hereintreten und hinter einer Säule aufmerksam lauschen. Denn so felsenfest Bomhard auf dem Boden seines Bekenntnisses stand, so wenig suchte er seine Aufgabe im selbstgefälligen Angriffe auf andere Konfessionen. Mit der katholischen Geistlichkeit Augsburgs lebte er ununterbrochen im besten Einvernehmen, zuletzt namentlich noch mit dem trefflichen Domkapitular Dreer. Mit dem Bischof von Augsburg kam er einst auf die konfessionellen Reibereien zu sprechen, von denen man so oft hörte; da sprach dieser das schöne, beherzigenswerte Wort: „Herr Kirchenrat, die haben auch nach meiner Ansicht keinen Zweck und keinen Nutzen; denn vor uns steht ein gemeinsamer Feind und den müssen wir gemeinsam bekämpfen.“

Daß nächst dem Predigtamte der Kinderunterricht Bomhard zumeist am Herzen lag, ist klar. Hier, in den Religionsstunden, und namentlich in den so entscheidenden Konfirmandenstunden setzte er seine ganze Persönlichkeit ein, welche ihm auch die Herzen der Jugend im Sturme eroberte.

„Wir hatten,“ schreibt sein Sohn, „zu seinen Füßen oft den Eindruck: ‚Brannte nicht unser Herz in uns, als er uns die Schrift öffnete?‘ Unvergeßlich sind uns auch die letzten Stunden seines Konfirmanden-Unterrichtes, in welchen er mit wahrhaft apostolischem Ernste und väterlicher Liebe seinen Schülern ins Herz redete und, selbst tiefbewegt, zur Treue und Gottseligkeit sie aufforderte. Und wenn er dann bei der Konfirmation unter den Kindern niederkniete mit den Worten des Apostels: ‚Derohalben beuge ich meine Kniee gegen den Vater unseres Herrn Jesu Christi, . . . daß er Euch Kraft gebe, . . stark zu werden durch seinen Geist an dem inwendigen Menschen,‘ so war gewiß jedes Herz tief ergriffen und erfüllt von heiligen Entschließungen, wie von innigem Dank

gegen Gott, der ihm einen solchen Mann zum Lehrer und Seelsorger gegeben.“ —

Es wird außerhalb der Kirche selbst nicht leicht eine Stätte zu finden sein, auf welcher sich alle Klassen der menschlichen Gesellschaft mit den gleichen Wünschen und den gleichen Ansprüchen treffen und begegnen, wie in dem Pfarrhause einer Stadtgemeinde, und es bedarf oft großer Gewandtheit und auch Selbstverleugnung von Seite des Geistlichen, allen Leuten gerecht zu werden.

Vomhard verstand dies im hohen Grade. Es war ihm überhaupt stets sehr gleichgültig, wo er sich bewegte; auf dem glatten Parket war er, ein feiner, formengewandter Gesellschafter, ebenso zu Hause, wie in der ärmlichen Hütte, und gerade dann, wenn Vornehme und Geringe zu gleicher Zeit in der Wohnstube bei St. Jakob zusammentrafen, zeigte sich so recht seine glänzende Gabe, mit Menschen zu verkehren.

Eine kleine Episode:

Einst besuchte nach dem Gottesdienste die Baronin X. ihren Seelsorger. Eine lebhafte Dame, unterhielt sie sich vortrefflich. Da, als sie im besten Zuge war, wurde die Glocke gezogen, und eine dicke Metzgerin betrat unter vielen Knixen das Zimmer. Vomhard begrüßte sie freundlich, denn sie war eine sehr wackere und angesehene Frau, und hieß sie absichtlich — o Schrecken! — auf dem Sofa neben der vornehmen Dame Platz nehmen.

Diese rückte in die äußerste Ecke und hüllte sich fortan, so lebhaft sie vorher gewesen, in ein unnahbares Schweigen.

Vomhard unterhielt sich in seiner liebenswürdigen Art mit der Bürgersfrau über verschiedene Dinge aus ihrer Sphäre und suchte von Zeit zu Zeit die stumme Vornehmheit aus ihrer Ecke ins Gespräch hereinzuziehen. Ohne Erfolg.

Das ärgerte ihn und mit einer plötzlichen Wendung

sagte er: „Frau Baronin, diese Frau verdient, daß Sie ihr Interesse schenken; sie hat ihrem Manne zweiundzwanzig Kinder geboren.“ Das wirkte wie ein Zauberschlag; vorbei war's mit allem Hochmut; die Dame schnellte förmlich hervor, und es ging an ein Fragen und Antworten, daß nun dem armen Manne beinahe Hören und Sehen verging, — aber seine feine Art, die Menschen nach ihren Eigentümlichkeiten zu behandeln, hatte eben doch in einer immerhin peinlichen Situation einen gemeinsamen Punkt für die beiden Frauen gefunden, in dem sich seit Eva die Fürstin und die Bettlerin begegnen.

Sechsundzwanzig Jahre führte Bomhard das Dekanat mit seiner schweren Amtslast und übte als Abgesandter auf fünf Generalsynoden einen bedeutenden Einfluß in allen grundlegenden Beratungen über die Organisation unserer Landeskirche.

„Es hat viel Mühe und Kampf gekostet,“ schreibt Friedrich Bomhard über diese Thätigkeit seines Vaters, „bis alle die Ordnungen geschaffen wurden, deren sich jetzt unsere Landeskirche erfreut und die sie vor allen übrigen Landeskirchen auszeichnen. Unsere Gemeinden sollen das nie vergessen, damit sie halten, was sie haben, und recht benützen, was ihnen Gott durch die treue Geistesarbeit frommer Männer gegeben.

Es sind vor allem zwei Männer, durch welche die Entwicklung unserer Landeskirche bestimmt erscheint, beide Präsidenten des Oberkonsistoriums. Der eine ist der geistesmächtige Friedrich von Roth, welcher in Verbindung mit dem edlen Oberkonsistorialrat Immanuel von Niethammer mit unermüdlichem Fleiße den Grund zur Ordnung unserer kirchlichen Verhältnisse legte. Der andere ist der hochverdiente D. Adolf von Harleß, welcher durch eine Reihe der eingreifendsten Erlasse das Werk krönte. Es waren große Gegenstände von tiefster Bedeutung, welche von diesen Leitern der Kirche den Generalsynoden zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt wurden:

Die Einführung der Kirchenvorstände, die Einführung einer Erklärung des lutherischen Katechismus, einer allgemeinen liturgischen Gottesdienstordnung, eines neuen, besseren Gesangbuches, die Regelung der Pfarrunterstützungs- und Pfarrwitwen-Kasse u. a.

An allen diesen wichtigen Fragen hat sich Bomhard in hervorragender Weise schriftlich und mündlich beteiligt. Und mit welcher Geisteskraft und Entschiedenheit er für die evangelische Wahrheit eintrat, das hat einer seiner Gegner bezeugt, der über die Verhandlungen der stürmischen Generalsynode von 1849 berichtete. Er nennt ihn in seinem Bericht den „Gefährlichsten der Schwarzen". Ja, er ist ihnen gefährlich geworden, allen, die den Ausbau unserer Kirche auf evangelisch-lutherischer Grundlage hindern wollten und dem Unglauben, wie der Unordnung in der Kirche das Wort redeten. Das haben auch seine Gegner in Augsburg erfahren, als sie ihn hindern wollten, die liturgische Gottesdienstordnung in seiner Jakobskirche einzuführen.

Er hat damals maßlose Angriffe über sich ergehen lassen müssen; aber er wich und wankte nicht und hat, unterstützt von seinen trefflichen Kirchenvorständen, festgehalten, was er für heilsam und förderlich erkannt hatte. Er war eine milde, den Frieden liebende Natur; aber er war ebenso ein klarer, in sich abgeschlossener Charakter, völlig unabhängig vom Urteil der Menge. Es konnte nicht ausbleiben, daß er manchen Kampf gegen den Unglauben und Unverstand in geistlichen Dingen zu kämpfen hatte. Angriffe gegen seine Person ließen ihn kalt; aber Angriffe gegen die Ehre des Heilands und seine Kirche fanden ihn auf dem Plane." —

Nach dem bisher Gesagten bedarf es eigentlich keiner besonderen Erwähnung mehr, daß Bomhard ein entschiedener Feind jedes falschen Fortschrittes war, mochte er ihn auf diesem

oder jenem Gebiete des Lebens antreffen. In einer Synodalrede, welche er im Jahre 1846 „über die religiösen Bestrebungen unserer Zeit“ hielt, kommt eine Stelle vor, in der er das Schlagwort „Fortschritt“ mit grellen Lichtern beleuchtet. Wir lesen dort:

„Kann man auch leicht eines unserer gewöhnlichen Tagesblätter in die Hand nehmen, ohne auf dieses Wort zu stoßen, ohne das Feldgeschrei Vorwärts daraus erschallen zu hören? Auch darin beweist Mephisto seine gewohnte Spaßhaftigkeit, daß er die Narren bei der Nase nimmt und rückwärts führt, und ihnen dabei weiß macht, das heiße vorwärts, daß er sie, wie ein blindes Pferd in der Mühle, im ewigen Zirkel herumtreibt und sie dabei von großen Tagmärschen träumen läßt. Es ist ein schönes Wort Fortschritt — es spricht die große Aufgabe der Menschheit aus; desto schmerzlicher und unerträglicher ist sein Mißbrauch. Und dieser ist heutiges Tages arg. Was klingt besser in den Ohren der Menge, was kitzelt mehr ihren Hochmut, als das beständige Geschrei ihrer Verführer, sie seien weiter gekommen als ihre Väter, sie seien erleuchteter als die größten Genien der Vorzeit, der Dümmste unter ihnen könne leicht mehr von der Bibel verstehen als Luther, und der Unwissendste einen richtigeren Blick in die heilige Wahrheit haben als Paulus?

Weil nun in manchen Künsten dieser Welt neuerdings große Erfindungen gemacht worden sind, weil der Dampfwagen und das Daguerrotyp die Schärfe des sich immer mehr entwickelnden Verstandes bezeugen, weil es nicht an wichtigen Verbesserungen mancher Art fehlt, so läßt sich der bethörte Haufe gern bereden, man müsse auch auf dem Gebiete der heiligen Erkenntnis erstaunliche neue Entdeckungen gemacht haben und der alte Glaube sei nicht mehr haltbar. Unsinnig schon deswegen: die großen mechanischen und chemischen Er=

findungen der letzten Zeit ruhen auf der festen Basis des früher Gefundenen und Bewährten und haben sich vollkommen naturgemäß daraus erzeugt und gebildet, wie der Halm aus der Wurzel und die Blüte aus dem Halm. Allein was diese Gecken heutiges Tages als Fortschritt im Gebiete der heiligen Erkenntnis und Wissenschaft anpreisen, das ist eine bodenlose Unwissenheit des bereits Vorhandenen, ein gänzliches Umstürzen aller gegebenen Grundlagen, ein ebenso hochmütiges als stupides Ignorieren und Verwerfen dessen, was der Fleiß, die Gelehrsamkeit, der Scharfsinn, die Frömmigkeit, der von Gott erleuchtete und beseelte Geist der größesten Schriftforscher, Denker und Theosophen, der erfahrensten und ehrwürdigsten Gläubigen aller Zeiten seit Christi Erscheinung gefunden und festgestellt, was der vielseitigste läuternde Kampf von Jahrhunderten endlich als edles Sieges-Resultat errungen, was die Feuerprobe der Zeit glorreich bestanden, was die Kirche gebaut, stark, groß, herrlich gemacht, was Millionen Menschen wiedergeboren, geheiliget, getröstet, mit dem Bilde Gottes geschmückt und mit Kraft zu jedem guten Werk ausgerüstet hat. Sonst setzte sich doch der Sperling auf den Rücken des Adlers und prahlte dann höher fliegen zu können als dieser, aber diese Rohrsperlinge sitzen im Schilf des Sumpfes und rühmen sich mit unverschämtem Geschrei, den Sonnenflug des königlichen Aars überholt zu haben. Fortschritt nennen es diese Thoren, wieder dahin kommen, wo die Klügeren unter den Heiden vor zweitausend und mehr Jahren schon gewesen sind, wo der Jude seit vielen Jahrhunderten stehen geblieben ist, ja noch ungleich weniger haben, als dieser. — — —

Die Perfektibilität des Christentums ist hier Schiboleth; alles müsse unter den Händen des Menschen, des denkenden, immer vollkommener werden, also auch die Religion, behaupten sie; und für den blinden Haufen scheint dies eine so ein=

leuchtende, unwidersprechliche Wahrheit, daß er sie mit Jauchzen und Gläsergeklirre hoch leben läßt. Aber kannst du die Sonne perfektionieren, so lange du auch schon unter ihren Strahlen wandelst? Bedarf der Lauf und Glanz des Gestirns deiner nachhelfenden und bessernden Hand? Fragt dich der Sturmwind um deine Belehrung, wann und wohin sein Brausen gehen soll? Wird sich der Gang des Jahres nach deiner Hausuhr regulieren lassen, oder ist's nicht vielmehr umgekehrt? Hast du das Wesen des Goldes und des Diamants und den Gesang der Nachtigall zu veredeln, oder sind die ewigen Gesetze der Natur da, um von dir korrigiert zu werden? Merke doch, o Menschenkind, daß es Dinge gibt, die hoch über all' deinen Künsten und Verbesserungen stehen, die dir zur ewigen Norm und Richtschnur gegeben sind, daß du dich gehorsamlich darnach richtest und dein Tagwerk darnach treibest! Ein solches ist die Sonne im Reiche der Natur und das Wort Gottes im Reiche der Gnade. An tausend Dingen kannst und sollst du deine verbessernde Kunst und Gewalt zeigen, an deinen Haustieren, an deinem Ackerfelde, an deinem Garten, in deinem Hause, in der Gemeinde, ach vor allem an deinem Herzen; aber an den unwandelbaren Gesetzen im Reiche der Natur und im Reiche der Gnade wirst du nichts ändern, an ihnen wirst du zerschellen und mit Leib und Seele zu Grunde gehen, wenn du sie ignorieren und thörichter Weise ihnen widerstreben willst. Schärfe vielmehr deinen Verstand, vervollkommne deine Werkzeuge, um diese Gesetze immer besser verstehen und benutzen zu lernen; erwecke deine Vernunft, dein Herz, dein Gewissen, um das Evangelium immer besser zu erkennen, seine Kraft immer tiefer zu empfinden und reichlicher an dir selbst zu erfahren; und wie du den Blitzableiter auf dein Haus setzest, um den furchtbaren elektrischen Strahl davon abzuhalten, so schirme dein sündiges Haupt mit dem Helm

des Heils, den dir der Glaube darreicht, um es vor den vernichtenden Streichen einer ewigen Gerechtigkeit zu bewahren."

Doch war er durchaus kein blinder Lobredner der alten Zeit; er spricht das in demselben Vortrage sehr schön aus, wenn er sagt:

— — „Lassen wir uns nicht täuschen! Wie ein Dorf, an einem schönen Sommerabende von fernher in seinem stillen Thale, im Grün seiner Gärten gesehen, das anmutige Bild der tiefsten Ruhe, des lieblichsten Arkadierlebens in die Seele bringt, daß man wünschen möchte, da seine Tage verfließen zu sehen — kommst du aber näher, trittst du hinein, so findest du Unruhe, Mühe und Arbeit, so zeigt sich dir Schmutz und Dürftigkeit, so hörst du vielleicht bald und laut genug das Geschrei des Scheltens und Zankens, das Seufzen der Krankheit und des Elends; wie ein Planet, aus Millionen-Meilen Ferne betrachtet, nur Licht und Anmut von sich strahlt, wärest du aber dort, so würde dich vielleicht Entsetzen ergreifen vor dem, was sein freundlicher Schimmer dir jetzt verhüllt; so scheint uns freilich gar vieles in weiter Vergangenheit lieblich und herrlich, besser als das Jetzt, wert unserer Sehnsucht, wären wir aber näher daran, mitten darinnen, so würde die schöne Luftspiegelung plötzlich vor unsern enttäuschten Blicken verschwinden. Mag dem Manne im Drang des Lebens das Land seiner Kindheit in noch so rosigem Schimmer erscheinen, er wird doch nicht im Ernste wieder zum Steckenpferd und Kreisel zurückzukehren begehren. Mag die Phantasie des Dichters ihre ganze Zauberkraft aufbieten, die Herrschaft der Götter Griechenlands als das Elysium der Menschheit zu schildern und ihren Untergang zu beklagen; wir bewundern die farbenreiche, glänzende Seifenblase, die sein schöpferischer Hauch hervorbläst, sind aber nicht die Unmündigen, jenes heidnische Wesen für etwas Gutes zu halten. Mag der Enthusiast in des alten

Roms blutiger Größe oder in Hellas' gewaltigen Rednern, Dichtern, Philosophen und lebenatmendem Marmor den verschwundenen Glanzpunkt unseres Geschlechts mit schmerzlichem Bedauern erblicken; der Christ sieht auch die dämonischen Gewalten, die dort geherrscht haben, die fürchterlichen Schatten der Sünde und des Todes, von denen jene Lichtpunkte so dicht umgeben waren. Mag der Liebhaber der Kloster- und Ritterromane die mittelalterliche Herrlichkeit preisen, und der Gegenwart als ein Musterbild, das Beschämung und Nachahmung heische, vorhalten; der nüchterne Sinn erbebt vor der gigantischen Barbarei, die er dort neben dem Schönen und Guten ihr Wesen treiben sieht, und danket Gott, daß diese Zeiten vorüber sind. Wenn ich heute nur an die Erfahrungen denke, die ich selbst auf meinem zurückgelegten Lebenspfade gemacht habe, an die mannigfaltigen Veränderungen der Dinge, deren ich mir seit etwa fünfzig Jahren unter der Regierung von drei verschiedenen Dynastien bewußt bin, so sehe ich eine bewundernswürdige Menge von wirklichen Verbesserungen, die seitdem in Schule, Kirche und Staat Platz gefunden haben, so muß ich mit gerührter Dankbarkeit bekennen, daß diese Monden und Jahre fürwahr nicht fruchtlos dahingegangen, sondern in vieler Rücksicht die Faktoren und Träger einer neuen bessern Zeit geworden sind."

Einer Seite seines Berufes freilich vermochte Bomhard nie Geschmack abzugewinnen: Den vielen, oft recht nichtigen Schreibereien, welche er mit sich bringt. So kam es, daß sich auch seine Registratur nicht gerade immer der liebevollsten Fürsorge zu erfreuen hatte, wenn er gleich alle laufenden Geschäfte mit großer Pünktlichkeit zu erledigen gewohnt war. Vom Aktensammeln ist er nie ein Freund gewesen, machte oft in bittern Worten seinem Unmut Luft über „die scheußlichen, von Jahr zu Jahr mehr anschwellenden Papierlawinen" und

war nie darüber im Zweifel, daß er zum Registrator keine Ader in sich habe.

Aber klare Menschen mit glühenden Idealen im Herzen und mit festem Willen im Kopfe sind die geborenen Führer ihrer Umgebung. Und in diesem Sinne war Bomhard ein hervorragender Dekan.

Schon seine Persönlichkeit an sich mußte einen ganz unbeschreiblichen Eindruck selbst auf Widerstrebende ausüben; denn „sein sittliches Wesen im innersten Kern", sagt eine Charakterschilderung, „war Verkündigung der Ehre seiner Kirche. Pfäffische Heuchelei war ihm verhaßt wie die Pforten der Hölle, nur in der Wahrheit und Wesenhaftigkeit suchte er Geltung bei der Welt und selbst auch diese nicht um seiner Person, sondern um seines heiligen Amtes willen." —

Soll ich nun noch viel erzählen, wie es ihm beschieden war, zuerst im Jahre 1849 sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Pfarrer bei St. Jakob zu feiern, wie ihn bei dieser Gelegenheit die Universität Erlangen zum Ehrendoktor der Theologie promovierte, und der Staat mit dem Titel eines Kirchenrates schmückte; soll ich dann weiter reden über das schöne Fest, welches man dem Greise am Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums gab, über die Orden, mit welchen der König ihn zierte, über die ungezählten Beweise von Liebe und Dankbarkeit, welche ihm seine Diözese, seine Gemeinde, die Stadt, ja selbst die katholische Geistlichkeit darbrachte?

Ich denke nicht. Denn es sind das alles sehr natürliche Dinge, und wir müßten uns bloß wundern, wenn sie von seinen Mitmenschen vergessen worden wären.

Der Heimweg.

Als Bomhard bald nach der Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums durch eine schwere Krankheit, von der er sich nur langsam erholte, die Stimme, die herrliche, klare Stimme verfiel, und auch die Abnahme des Gesichtes und Gehörs ihn an die Menge seiner Jahre gemahnte, da mußte er sich entschließen, alle seine Ämter niederzulegen, und es senkte sich allmählich der stille Abend des Alters auf ihn herab. Sein Geist blieb frisch und klar bis zuletzt, aber der Leib begann sehr morsch zu werden.

In jener Zeit seines Lebens tritt er mir zum erstenmal in die Erinnerung, und es ist mir, als verklärte sein edles Antlitz die Dämmerung meiner glücklichen Jugend.

Und wenn ich heute an den letzten Seiten des Büchleins schreibe, das von seinem Leben und Wesen Kunde geben soll, wenn ich damit sein ganzes Dasein von Anfang an verfolgt habe, und wenn mir nun sein Wirken und Wollen klar vor Augen steht in seinen innersten Fasern — das lebendigste Bild, von dem ich für alle meine Worte erst die Farben entnehmen konnte, hat eben doch damals das unbewußte Kind in sein weiches Herz aufgenommen.

Ich denke zurück und sehe mich stille zu seinen Füßen sitzen, wenn er im Lehnstuhl eingenickt war, sehe sein ehrwürdiges Haupt, umflossen von dem schönen, silberweißen Haare, und sitze sehr ruhig, damit ich seinen Schlummer nicht störe.

Und ich sehe ihn wieder, wie er im hellen Sonnenschein draußen in Wald und Feld mit dem kleinen Enkel spazieren geht und freundlich lächelnd auf seine kindlichen Reden hört, — während er doch gerade in ernster Rechnung die Summe seines Lebens zieht.

Oft habe ich später in den alten Briefen, die er an den Bruder geschrieben, den lebhaften Wunsch gefunden, er möchte seinen Kindern, seinem Geschlechte und auch andern Menschen ein lebendiges Zeugnis von seinem Lebensgange und seines Hauses Geschicken hinterlassen. Zeit und Umstände hatten es ihm in seinen früheren Jahren nicht gestattet, seine Absicht auszuführen. Als er nun in den letzten Sommern vor seinem Tode in stiller Landeinsamkeit, ferne von der Stadt, Tage verlebte, die ihm wohl mit großer Lebendigkeit die glücklichen drei Dörfer seiner Jugend ins Gedächtnis zurückzauberten, da scheint der alte Gedanke mit erneutem Drängen in ihm erwacht zu sein. Und trotz seiner zitternden Hände und seiner schwachen Augen begann er zu schreiben und schilderte mit der wunderbaren Klarheit, mit welcher der alternde Blick die entschwundene Jugend schaut, Gundelsheim, die Eltern, Laubenzedel, die Geschwister und er ließ nicht ab, von seinem Lebensweg zu erzählen, bis er endlich seine letzte Arbeit geschlossen hatte.

Sie liegen vor mir, die großen Bögen, mit ihrer unsicheren Schrift, der man die Mühe ansieht, und ich kann mich bei dem Anblicke einer tiefen Rührung nicht erwehren. Sie sind ein Denkmal für alle die, welche in seinem langen Leben mit ihm in Berührung kamen, aller gedenkt er in der zartesten Weise, keines vergißt er — aber sein eigenes Bild ist nur sehr unvollständig; in festen Umrissen zieht zwar sein äußerer Lebensgang an uns vorüber, aber oft möchte man sich beim Lesen sagen, daß in diesen Rahmen geradesogut auch eine andere, weniger originale Persönlichkeit passen würde. Er konnte es mit aller Mühe nicht schreiben, was ihn so eigenartig gemacht hatte, wenn er es auch sehr lebhaft fühlte, daß er ein Werkzeug zu viel Gutem gewesen war.

So hält er denn auch sinnend stille am Schlusse seiner Selbstbiographie, durchblättert die geschriebenen Seiten, vergleicht

damit die Folianten seines Lebens, sieht einen großen Kontrast und schreibt die nachdenklichen Worte:

„Allerdings wird man meinen, aus einem achtzigjährigen Leben, in einer solchen Zeit geführt, welche die Periode von Anfang der französischen Revolution bis zur Schlacht von Sadowa, von der unbestrittenen Herrschaft des schnödesten Rationalismus bis zum erneuten Triumph des Kreuzes in sich schließt — man sollte denken, aus einem solchen Leben müsse mehr Wissenswürdiges mitzuteilen sein, als was in diesen Blättern zu finden ist. Aber ich konnte und wollte ja nichts anderes thun, als einen Eben-Ezer, einen Denkstein setzen: ‚Bis hieher hat uns der Herr geholfen'."

Dann aber bricht auf einmal wieder die alte Kraft hervor, seine Gestalt scheint sich zu recken, an seinem geistigen Auge zieht alles vorüber, was er auf Erden durchlebt, und er bricht in die Worte aus:

„Wenn ich nun wie Moses auf dem Berge Nebo meinen langen durchwanderten Weg überschaue — welche Wohlthaten Gottes aller Art, welche Langmut und Verschonung, welche Gebetserhörungen, welche Erfüllung der Verheißung: „Ich will euch tragen bis ins Alter und bis ihr grau werdet;" welche Aufforderungen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat — wie soll ich dem Herrn vergelten alle seine Wohlthat, die er an mir gethan hat?" „Ich will den heilsamen Kelch nehmen und den Namen des Herrn predigen." Und ich sehe vor mir die Schönheit des verheißenen Landes, wie sie Gott dem Moses dort zeigte; welch eine Aussicht auf ein unvergängliches, unbeflecktes und unvergleichliches Erbe, das uns durch Christum bereitet ist im Himmel! Zuvor aber auf dieser Grenze, wie bei Moses, Tod und Begräbnis, alsdann ein Auferstehen und das Schauen des Herrn in seiner Verklärung.

Ich preise Gott im Staube für alle seine Führungen von meiner Geburt an bis auf diesen Tag, für die frohen und traurigen, durch die er mich zu sich gezogen hat aus lauter Güte, für die Vergebung aller meiner Sünden, deren ich durch das Kreuz Jesu Christi gewiß bin. Ich segne alle meine Freunde jeglichen Standes, Alters und Geschlechts, in deren Liebe er mich hat sehen und schmecken lassen, wie freundlich er ist, und begleite die, welche noch mit mir auf dem Wege nach Siloa sind, mit einer inbrünstigen Fürbitte auf ihrer Pilgerschaft. Mögen sie am Schluß derselben einst mit der nämlichen Freude und Dankbarkeit wie ich rühmen können:

Du hast mich durch mein ganzes Leben
Nach Deinem weisen Rat geführt.
Mein Geist muß Dir die Ehre geben,
Daß Du aufs beste mich regiert.
Du führest mich durch Welt und Zeit
In Deine sel'ge Ewigkeit."

Und wieder steigt mir eine Erinnerung auf und steht so deutlich vor mir da, als wäre alles erst vor kurzem gewesen.

Es war nicht lange nach jenen Sommertagen draußen auf dem Lande. Man schrieb das Jahr 1869 — ein Jahr vor dem großen Kriege, den der Greis nicht mehr erleben sollte.

Ich fahre in der Dämmerung durch die Straßen der Stadt. Wir kommen von ferne her. Mutter sitzt neben mir und weint. Und auch ich sitze mit einem ernsten Gesichte da, obwohl ich alles nicht recht fassen kann. Denn man hat mir wohl gesagt, daß er nun im Himmel sei — aber ich weiß das nicht klar und kann mir keine traurige Vorstellung davon machen.

Dann treten wir in das bekannte Haus, kommen in die große Wohnstube. Da sind viele schwarze Leute, und erst allmählich sehe ich, daß es meine Verwandten sind. Mutter geht allein in das Zimmer nebenan. Mich küssen sie und fragen,

ob ich auch hinausgehen und den toten Großvater noch einmal grüßen will, und sagen, er sehe aus, als lebte er; aber ich will nicht, und es greift zum erstenmal in mein Leben das Grauen vor dem Tode.

Ich hätte mich nicht fürchten dürfen; denn es war ein ungemein friedlicher Anblick, als der Leib des Entschlafenen auf dem letzten Ruhebette lag, die frommen Hände über dem Kreuz gefaltet.

Frieden atmete das schöne Antlitz, ein rosiger Schimmer schien darüber ausgegossen, und man sah nicht, wie hart der letzte Kampf gewesen war. Schwere Phantasien hatten ihn geängstigt in jenen bangen Stunden; auf einmal richtete er sich hastig auf seinem Lager empor und wollte aufstehen. Als man ihn sanft zurückhielt, rief er schmerzlich: „So laßt mich heimgehen, ihr seht ja, daß ich heimgehen muß." Dann sank er kraftlos auf die Kissen zurück.

Ja, er ist heimgegangen und Gott schenke uns allen auch ein solches Heimkommen aus der Fremde.

Und wieder will ich meine eigenen Erinnerungen zu Rate ziehen. Ich trete mit den vielen Verwandten aus dem Sterbehause. Meine Mutter führt mich an der Hand. Draußen stehen dichtgedrängt die Leute; ich hatte noch nie so viele bei einander gesehen. Jetzt kommen die Wagen in Bewegung, Kinder singen, und ich weiß zwar, daß wir ihn nun in die Erde legen werden, aber ich kann mir keine Vorstellung davon machen.

Langsam kommt der endlose Zug vorwärts; ich höre viele Glocken läuten, und immer mächtiger und mächtiger werden die Töne.

Aber ich weiß nicht, was für eine besondere Bedeutung das hat.

Später freilich erzählten sie mir, wie plötzlich beim Nahen

des Sarges das kleine Glöcklein der katholischen Fuggerei anhub und seine Stimme in die Klänge der protestantischen Glocken mischte; und sie glaubten anfangs, es wäre Zufall. Aber nun fiel bis hinauf zu St. Ulrich jede katholische Kirche, an welcher der Zug vorüberkam, mit ihrer Totenglocke ein; und man erzählte mir, wie überwältigend der Eindruck dieser feierlichen Klänge auf alle gewesen sei, die dem Sarge folgten. Denn fürwahr, sie verkündeten ein lautes Zeugnis. — —

Dann standen wir auf dem Friedhofe, und noch immer trug von der Stadt herüber die Luft mächtige Töne. Ich habe nichts von den Reden und Gesängen verstanden. Aber es trat doch auf einmal ein seltsames Wort vor meine Kinderseele und schreckte mich tief. Das hieß Scheiden! Es war wohl nur ein dunkles Gefühl; doch deshalb nicht weniger bitter; und nun weinte auch ich, wie sie alle um mich her weinten.

* * *

In den Chor von St. Jakob wurde vor zwei Jahren ein schönes Fenster mit reichen Malereien eingefügt. Dankbare Gemeindeglieder haben es dem Andenken Bomhards gestiftet, als man die Säkularfeier seiner Geburt beging. Sterne blinken von ihm in die Kirche hernieder, und auf einem Spruchbande sind die Worte Daniels zu lesen:

„Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Braun, Gottfried, Pfarrer u. Dekan in Eyrichshof: **Synodalreden.** Aus dem Nachlaß herausgegeben und mit einem biographischen Vorwort versehen von D. **J. v. Stählin,** Oberkonsistorialpräsident. 8 3/4 Bog. 8°. Geh. 1 M. 50 ₰.

Döllinger, J. v.: Über die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Sieben Vorträge, gehalten zu München im J. 1872. 9 1/2 Bog. 1888. Geh. 2 M. Eleg. gebdn. 2 M. 80 ₰.

☞ Diese Vorträge zeichnen sich nicht nur durch ihre ungemein fesselnde Form aus, sondern sie enthalten zugleich eine Fülle von wertvollem geschichtlichem Material und bieten auch, wo man sachlich nicht zustimmen kann, viel neue Aufschlüsse und Anregung zum Nachdenken. **Kapitelsvereinen** sei das Schriftchen warm empfohlen.

Fénélon: Fromme Betrachtungen für alle Tage des Monats. Ins Deutsche übertragen von Herm. Weber †. Mit einem Begleitschreiben von Rektor Fr. Meyer in N.Dettelsau. 4 3/4 Bog. Kart. 80 ₰.

☞ Fénélons Fromme Betrachtungen verdienen ein Gemeingut beider Kirchen zu sein, ähnlich wie Thomas a Kempis' Nachfolge Christi.

Grau, Prof. D. **Rudolf Friedrich: Das Selbstbewußtsein Jesu.** 25 3/4 Bog. gr. 8°. Geh. 7 M. In Halbfranz geb. 8 M. 50 ₰.

☞ Die „Evangelische Kirchenzeitung" schreibt über diese hochbedeutende Erscheinung: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man dieses Buch als epochemachend auf dem Gebiet der Leben-Jesu-Litteratur bezeichnet; und eben darum ist es auch epochemachend in der Theologie, wie seiner Zeit im entgegengesetzten Sinne das Leben Jesu von Strauß."

Scheurl, D. **Adolf, Frhr. v.: Die Lehranweisung der Brandenburg-Nürnberger Kirchenordnung von 1553** neu herausgegeben. Mit einem Vorwort von D. **Fr. Frank,** Geheimrat und ord. Prof. d. Theol. in Erlangen. 5 Bog. kl. 8°. Geh. 1 M. 20 ₰.

Stark, J. G., Dekan: **Historische Statistik der evangelischen Kirche in Bayern d./Rh. nach dem neuesten Stand.** 11 3/4 Bog. Eleg. kartonniert 2 M. 50 ₰.

Zöckler, Prof. D. **O.: Wider die unfehlbare Wissenschaft.** Eine Schutzschrift für konservatives theologisches Forschen und Lehren. 3 1/2 Bog. 8°. Geh. 90 ₰.

Bögl

Sperl, August

D. Georg Christian August Bomhard ein Lebensbild aus der Zeit des Wiedererwachens der evangelischen Kirche in Bayern

München 1890